F 29513

Sophie Walther
f. v. Graff wied.
1828.

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

Neunter Theil.

Wien, 1813.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey { Carl Schaumburg und Comp.
Anton Doll.

PT2445
P8
1813
v.9

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1813.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Vorrede.

Der Roman, Olivier, der hier in ganz veränderter Gestalt erscheint, war vor ungefähr zwölf Jahren mein erster Versuch in dieser Art von Dichtung, und ich selbst noch so ungewiß über den Erfolg desselben, daß ich es nicht wagte, bey seiner ersten Erscheinung in zwey auf einander folgenden Jahrgängen eines hiesigen Almanachs, mich dazu zu bekennen.

Später hin wurde er dennoch für sich allein und unter meinem Nahmen gedruckt, aber mit unbeträchtlichen Verbesserungen, so, daß das Zauberwesen, welches damahls den Grund der Fabel ausmachte, immer noch stehen blieb. Längere Erfahrung und das Urtheil verständiger Menschen überzeugten mich bald darauf, daß ich besser gethan haben würde, schon bey der zweyten Auflage den Plan zu verändern, und die Einwirkung übernatürlicher Wesen aus einer

Geschichte wegzulassen, in welcher bey weiten nicht die Verwickelung oder Sonderbarkeit der Ereignisse, sondern nur die Stellung der Gemüther gegen einander und das allmähliche Entstehen und Wachsen einer mächtigen Leidenschaft den Hauptinhalt, und — wenn das Buch einigen Werth hat — auch sein Hauptverdienst ausmachte. Es entstand daher der feste Vorsatz in mir, wenn diese Erzählung eine dritte Auflage erleben sollte, sie dann ganz umzuarbeiten, alles Übernatürliche wegzulassen, und die Begebenheit aus dem Dunkel einer unbestimmten Vergangenheit, in welche sie der Feerey wegen versetzt werden mußte, in die jetzige Zeit zu verpflanzen, in welche die Personen vermöge des Grades ihrer geistigen Bildung und ihrer Gesinnungen eigentlich gehören.

Dieß ist nun hiermit geschehen; aus zwey Bänden sind einer, aus einem Feenmährchen eine gewöhnliche Erzählung geworden, und das Urtheil der Welt wird entscheiden, ob das Buch durch diese Veränderung gewonnen habe oder nicht.

Wien im Januar 1813.

Caroline Pichler
geb. v. Greiner.

Olivier.

In einem der schönsten Thäler der Schweiz, auf dem Stammgute seiner Ahnen, lebte Graf Hugo von Hauteville mit seiner Gemahlinn und drey hoffnungsvollen Söhnen still und eingezogen am Abende seines Lebens, nachdem er den Morgen desselben und einen Theil des männlichen Alters am Hofe des Herzogs von W** zugebracht, und zuerst als Jugendgefährte, später als Minister die Liebe und das Vertrauen seines Herrn besessen hatte. Seine Redlichkeit, sein Eifer für das wahre Wohl des Landes hatten ihm mächtige Feinde zugezogen. Sie wandten alles an, ihn zu stürzen; aber Hauteville's Klugheit und das Vertrauen des Fürsten entkräfteten jedes Mahl ihre boßhaften Bestrebungen. Endlich wurde er des unablässigen Kämpfens müde, und entfernte sich freywillig vom

Hofe. Er entſagte den Ehrenſtellen, dem Einfluſſe; aber die Liebe ſeines Herrn und der Dank des Landes, das noch lange die ſegenreichen Folgen ſeiner Verwaltung empfand, folgten ihm in ſeine Einſamkeit. Seine junge Gemahlinn begleitete ihn. Bald darauf machten beyde eine Reiſe nach W**, um ihren dort gelaſſenen Sohn abzuhohlen, und kamen mit dem kleinen Olivier zurück. Dieſem Sohne folgten nach und nach zwey andere, Hugo und Friedrich, und die Erziehung dieſer drey hoffnungsvollen Knaben, die Verwaltung ſeiner Güter, die Sorge für ſeine Unterthanen gaben dem Grafen von Hauteville Beſchäftigung und Freuden genug, um das ſchimmernde Hofleben nie zu vermiſſen, oder ſich in ſeine vorige Lage zurück zu wünſchen.

Alle drey Knaben waren wohlgebildet; aber Olivier war bey weiten der ſchönſte. Manche Mutter beneidete die Gräfinn um den kleinen Engel; aber eben in der Zeit, wo er vom Kindes- in's Knabenalter übertreten ſollte, brachen bösartige Blattern in der Gegend aus, und alle Sorgfalt der Ältern konnte nicht verhindern, daß nicht auch ihre Söhne, einer nach dem andern, davon ergriffen wurden. Die beyden jüngern überſtanden den Anfall leicht, und bald

war, außer einigen unbedeutenden Narben, keine Spur mehr an ihnen geblieben. Viel heftiger ergriff das Übel den ältesten, dessen zarterer Bau ihn empfänglicher für jeden Eindruck machte. Die Krankheit stieg von Tage zu Tage, sein Leben war in der äußersten Gefahr; die Ältern gaben ihn mit verzweifelndem Herzen verloren. Endlich zeigte sich ein Hoffnungsstrahl. Der Arzt sagte für sein Leben gut; aber seine Gestalt war zerstört, und der Knabe, der sich als ein blühender Engel nieder gelegt hatte, stand nach einem Siechthume von mehreren Monathen verzerrt, entstellt, als ein Schreckbild von seinem Lager auf.

Die Mutter war untröstlich über diese Veränderung. Dem Knaben verbarg man sein Unglück, so lang es möglich war; und als man ihn endlich nicht mehr von dem Spiegel entfernt halten konnte, suchte man durch mildernde Ausdrücke und ein zuvor kommendes Betragen ihm seinen Verlust geringer scheinen zu machen. Er selbst war noch zu kindisch, um sehr tief hierdurch gekränkt zu seyn. War er doch wieder gesund, und konnte sich mit seinen Brüdern und Gespielen auf Wiesen und Bergen herum tummeln!

Aber dieſe glückliche Unwiſſenheit währte nicht lange. Der Knabe wurde ein Jüngling, die Welt fing an, ihn in ihre Berührungen zu ziehen, Gefühle erwachten, Begriffe entwickelten ſich; Olivier war zu verſtändig, um nicht in dem Betragen der Menſchen, die ihn umgaben, ſeine Ältern ausgenommen, den Unterſchied zu fühlen, den man überall zwiſchen ihm und ſeinen ſchönern Brüdern machte, und dieſe Bemerkung ſenkte einen bittern Stachel in ſein Herz, den jede ähnliche Erfahrung, jede Hintanſetzung tiefer drückte. Die kindliche Heiterkeit verlor ſich aus ſeinem Gemüthe, bittere Gefühle gewannen die Oberhand, und er verſchloß einen Quell von unendlicher Liebe, der für alle gleich warm zu ſtrömen bereit war, in der ſcheuen Bruſt.

Dieſe Stimmung äußerte ihren Einfluß am meiſten auf die Wahl ſeiner Beſchäftigungen und ſeiner Studien. Die Nähe einer beträchtlichen Stadt hatte ſeinen Vater in den Stand geſetzt, ſeinen Söhnen eine Erziehung zu geben, die ſie für den Platz, den ſie einſt in der Welt behaupten ſollten, vollkommen tüchtig machte. Olivier trieb mit gleichem, ja vielleicht mit größerem Eifer und viel glänzenderem Er-

folge, als seine Brüder, alle ernsten Wissenschaften, alte und neue Sprachen, Mahlerey u. s. w.; doch war er durch keine Überredung, durch keine Vorstellung zu bewegen, auch nur den geringsten Unterricht in der Musik anzunehmen, einen Schritt zu tanzen, einen Degen anzurühren oder ein Pferd zu besteigen. Alle diese Übungen, bey welchen auch nur Eines Menschen Blick sich mit größerer Aufmerksamkeit auf seine Gestalt hätte heften müssen, waren ihm verhaßt; er vernachläßigte sein ohnehin nicht vortheilhaftes Äußere wie geflissentlich, er wünschte wie ein Mönch ewig nur Einen Rock tragen zu dürfen, und nur die Bitten und die Sorgfalt seiner Mutter hielten ihn hier in den gehörigen Schranken des Anstandes. Hierdurch wurde sein Benehmen linkisch, unbeholfen, und vor jeder Gesellschaft, vor jeder neuen Bekanntschaft verbarg er sich in den innersten Winkeln des Hauses, weil er nur zu oft die bittere Erfahrung wirklich gemacht hatte, oder in seinem reitzbaren Gefühle gemacht zu haben glaubte, daß seine Gestalt Befremdung und Widerwillen erregt hatte.

So erreichte er sein achtzehntes Jahr, als er auf einem Familienfeste, dem er sich nicht

entziehen konnte, die schöne Clara von Senningen sah, deren Vater sich vor kurzen in der Gegend nieder gelassen hatte. Eine solche Gestalt war Oliviern in der Abgeschiedenheit seines Lebens noch nicht erschienen. So viel Schönheit, so viel Anmuth in so zart aufsprossender Jugend! Seine Seele war in seinen Augen; sie hing an den harmonischen Bewegungen dieses leichten Nymphenwuchses, an dem sinnigen Blick der kornblumenblauen Augen, an dem hellen Lockengeringel, das den zartesten Hals umflatterte. Wie bezaubert folgte er ihr überall nach, ging, wenn sie ging, ruhte, wenn sie ruhte, und dachte in der Neuheit dieses Gefühles nicht daran, ihr den allmächtigen Eindruck zu verbergen, den sie auf ihn gemacht hatte. Aber Clara war in der Hauptstadt erzogen. Es hätte keines so auffallenden Betragens bedurft, um sie ihres Sieges zu versichern. Sie bemerkte schnell die Verheerung, die ihre Reitze in dem Herzen des Jünglings angerichtet hatten, und seine Häßlichkeit hielt sie nicht ab, Gebrauch von der Gewalt zu machen, die seine Liebe und ihre Schönheit ihr über sein ganzes Wesen gaben. Sie fand Vergnügen daran, in der Einsamkeit des Landes einen Zeitvertreib

zu haben, und selbst der Gedanke, diesen Sonderling, diesen Menschenfeind zu zähmen, gab, so jung sie war, ihrem Verhältnisse zu ihm einen eigenen Reitz; und so hielt sie den unerfahrnen Jüngling einige Zeit mit zauberischer Hoffnung hin.

Seine Ältern sahen mit Vergnügen diese Saite seines Herzens erschüttert, und freuten sich des Einflusses, den diese Veränderung auf sein Betragen hatte. Er war heiterer, mittheilender geworden, er näherte sich der Gesellschaft mehr; sein Herz, in dem das schönste Gefühl erwacht war, öffnete sich der ganzen Menschheit. Er war so glücklich, bis er eines Tages, hingerissen von diesen ihm neuen Empfindungen, zu Clarens Füßen stürzte, ihr sein Gefühl gestand, und, berechtigt, wie er glaubte, durch ihre auszeichnende Freundlichkeit, Gegenliebe forderte. Das überraschte Claren! So viel Zuversicht meinte sie durch ihr Betragen nicht erregt zu haben. Betroffen, beschämt und unwillig trat sie einen Schritt zurück; ein kindischer Übermuth erwachte. Mit schneidender Kälte erklärte sie ihm, daß es ihr nie einfallen könnte, ihn zu lieben; und als er halb zürnend, halb staunend sie um die Ursache dieser Unmöglichkeit be-

fragte, gab sie ihm nicht undeutlich zu verstehen: ob er denn glaube, daß er im Stande wäre, je einem Mädchen Liebe einzuflößen? — Mit diesen Worten entfernte sie sich, und überließ den Unglücklichen seiner Verzweifelung.

Diese Behandlung schmerzte Oliviern tiefer, als alles, was er je erfahren. Von diesem Augenblicke an verbarg er sich wieder vor allen Menschen, selbst vor seiner Familie. Mit niemand sprach er über das Vorgefallene; Scham und Schmerz begruben das unglückliche Geheimniß in seiner Brust, und keine Frage der besorgten Liebe und Freundschaft, keine Nachforschungen über die Ursache seines plötzlich veränderten Betragens konnten es ihm entreissen.

Mit desto größerer Emsigkeit streifte er von jetzt an in den einsamsten Gegenden der Gebirge umher. Pflanzen und Vögel suchte er auf, brachte sie nach Hause, beschäftigte sich mit ihrer Pflege, ihrer Zähmung; denn etwas mußte sein Herz haben, an das es sich halten konnte, und diese harmlosen Geschöpfe stießen ihn nicht von sich, warfen ihm seine Übelgestalt nicht vor, entfernten sich nicht von ihm, weil er häßlich war, sondern erkannten durch fröhlichen Wachsthum oder Anhänglichkeit dankbar seine

liebevolle Pflege. Oft brachte er halbe Tage, oft den Abend, bis es dunkelte, auf einsamen Spaziergängen hin, und nur, wenn die Sterne schon am Himmel leuchteten, schlich er auf unbegangenen Wegen dem väterlichen Wohnsitze zu.

Um diese Zeit gab eine Neuigkeit in der Gegend Stoff zum Gespräche. Eine fremde Dame — sie nannte sich Gräfinn von Fernhof — hatte ein Gut mitten im wildesten Gebirge, in einem hoch gelegenen Thale gekauft, ungefähr eine Stunde von Hauteville's Besitzungen. Das Gut war nicht einträglich, die Lage nicht freundlich, vielmehr sehr einsam und von jeder Straße entlegen; aber das war es, was die Dame zu suchen, was sie bey der Wahl ihres Aufenthaltes geleitet zu haben schien. Sie ging mit niemand um, niemand kam zu ihr, niemand lebte außer ihren Domestiken mit ihr, als ihre Schwester und ein alter Geistlicher, der zugleich das Amt eines Schloßcapellans und Secretärs bey der Gräfinn verwaltete. Olivier ahndete eine Unglücksgefährtinn, und hörte mit einigem Befremden von Personen, die die Gräfinn zufällig zu sehen bekommen hatten, daß sie zwar nicht mehr in der Blüthe ihrer Jugend, aber ungemein schön sey.

Aber nicht dieſe Sonderbarkeit allein machte die Gegend rings umher auf das Thun und Laſſen der neuen Mitbewohnerinn aufmerkſam. Man fing bald an, ſie zu achten, und in kurzer Zeit als einen wohlthätigen Schutzgeiſt zu betrachten, der zum Segen des Landes ſich hier nieder gelaſſen hatte. Alle Armen, alle Kranken, alle Nothleidenden auf ein paar Stunden in die Runde fanden bey ihr Unterſtützung, Hülfe, oder wenigſtens Troſt. Sie hatte eine eigene Hausapotheke, der Geiſtliche beſaß mediciniſche Kenntniſſe, die Gräfinn und ihre Schweſter beſuchten die Hütten der Armuth; ſie beobachteten den Schulunterricht und drangen auf Verbeſſerung desſelben, ſie nahmen verwaiſ'te oder hoffnungsvolle Kinder in's Schloß, und ließen ſie da erziehen. Bald ſprach alles mit Liebe von der Gräfinn von Fernhof, und die Beſſern verziehen ihr gern ihre Sonderbarkeiten um des Guten willen, das durch ſie geſchah.

Als der Winter ſich näherte, als tiefer Schnee die Gegend unkenntlich, die Wege ungangbar machte, und die Erzählungen der Landleute die Gräfinn von den Gefahren der Reiſenden in dieſen Gebirgen, von ſo vielen Unglücklichen unterrichteten, die ſich in den unwirthbaren ein-

ſamen Thälern verirrt, und rettungslos ihr Grab in dem Schnee gefunden hatten, da ſuchte ihre menſchenfreundliche Sorgfalt auch dieſem Übel, ſo weit ſie es vermochte, abzuhelfen. Nach dem Beyſpiele der guten Mönche auf dem Gotthard ließ ſie Hunde abrichten, die die Reiſenden ſuchen ſollten; an verſchiedenen Stellen des Thales und auf den Pfaden, die dahin führten, wurden Pfähle mit Glocken errichtet, womit die Verirrten Zeichen ihrer Noth geben konnten, und wechſelweiſe mußte, ſo lange dieſes Wetter dauerte, Tag und Nacht jemand im Schloſſe wach ſeyn, um auf das erſte Zeichen den Unglücklichen mit allem Erſinnlichen, was zu dieſem Zwecke ſchon bereit lag, zu Hülfe zu kommen.

Olivier hörte von dieſen Anſtalten erzählen. Eine wohlthuende Empfindung ſtrömte durch ſeine Bruſt; eine zarte Achtung für die unbekannte Frau, die ſo viel Gutes that, keimte in ſeiner Seele empor, und das Bild eines ſo ſchönen, ſo gemeinnützigen Wirkens ſchwebte in verklärtem Lichte vor ſeiner Seele. Aber ſo ſehr ihn dieſe Sinnesart anzog, ſo vermied er doch auf ſeinen Wanderungen durch's Gebirge, die er, Trotz der ſtürmiſchen Jahrszeit, fortſetzte, ſorg-

fältig die Gegend, wo das Schloß der Gräfinn lag, um ja ihr niemahls zu begegnen, und vielleicht durch das Mißfallen, das seine Gestalt bey ihr erregen, und das sie ihm nicht verbergen würde, die schöne Vorstellung zu stören, die von ihr in seiner Seele lag.

Eines Tages, wo ein ungünstiges Ereigniß seine argwöhnische Reitzbarkeit empfindlich aufgeregt hatte, und er noch düsterer als gewöhnlich durch die beschneyten Thäler irrte, führten ihn seine finstern Gedanken von dem wohlbekannten Pfade ab. — Ohne etwas zu merken, war er schon ziemlich weit gekommen; der Tag begann sich zu neigen, und Olivier sah sich auf einmahl in einem durch den Schnee ihm völlig unkenntlichen Thale. Er versuchte es, sich nach der Himmelsgegend zu richten; aber dichte Nebel umzogen den Gesichtskreis, und ließen nicht einmahl den Ort errathen, an welchem die Sonne dem Gebirge zu sank. Allmählich wurde es dunkler und dunkler, und in Oliviers Seele stiegen ängstliche Gedanken empor; doch hoffte er noch immer, bey seiner genauen Kenntniß der Gegend sich zurecht zu finden, ehe die Nacht es ihm unmöglich machte. Er schlug mehrere Pfade ein; aber alle führten tiefer in den Wald

und nach einer Richtung hin, die derjenigen, welche er einschlagen zu müssen glaubte, ganz entgegen schien. Über diesen Versuchen war es ganz finster geworden; eine durchdringende Kälte trat mit dem Kommen der Nacht ein, und ein heftiger Sturm erhob sich heulend aus den Felsenschluchten. Da begann Oliviers Muth zu sinken, er dachte an seine Ältern; ihre Angst um ihn vermehrte die seinige. Erschöpfung und Müdigkeit nach einer mehrstündigen Wanderung auf rauhen Wegen im tiefen Schnee gesellten sich zu den andern Übeln. Er sah rings umher vergebens nach Hülfe, horchte vergebens nach einem Laute, der ihm die Nähe von Menschen verkünden sollte. — Von Frost erstarrt, von innerer Unruhe und äußerer Anstrengung erschöpft, sank er auf ein Felsenstück nieder. Eine unbezwingliche Schläfrigkeit bemächtigte sich seiner. Erschrocken sprang er empor; er wußte, was dieser Vorbothe des Erstarrungstodes zu bedeuten hatte, und zu seiner Freude fiel ihm jetzt beym Strahle des aufgehenden Mondes ein ziemlich betretener Pfad in die Augen, der auf eine waldige Anhöhe führte. Nicht ohne Grund hoffte er, daß dieser Weg ihn zu Wohnungen brin-

gen würde, und ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, um den Hügel zu erklimmen.

Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuſcht. Kaum trat er aus dem Dickicht heraus, als ihm in hellem Mondſtrahle ein langes offenes Thal erſchien, an deſſen fernem Ende ſich ein ziemlich großes Gebäude zeigte. Jetzt erkannte er die Gegend; es war das Thal und das Schloß, in welchem die Gräfinn von Fernhof lebte. Ein Hoffnungsſtrahl durchdrang ſeine Bruſt, aber mit ihm zugleich das entſetzliche Gefühl, daß es ihm bey der gänzlichen Ermattung, in der er ſich befand, unmöglich ſey, das noch ziemlich ferne Schloß zu erreichen. Noch ſchmerzlicher drückte ihn jetzt ſein unvermeidlicher Untergang, da er die Möglichkeit einer Rettung ſo nahe vor ſich ſah, und ſie ihm dennoch nicht werden ſollte. In dieſem düſtern Gedanken fielen ihm die Anſtalten bey, die die Gräfinn zur Rettung der Verirrten hatte treffen laſſen; er ſah ſich um, nicht weit von ihm ſtand eine Stange mit einer Glocke. Er ſchleppte ſich mit der größten Mühe bis dahin, zog an der Schnur, und ſank dann kraftlos zu Boden. — Sein letzter Gedanke war ein Gebeth für ſeine troſtloſen Äl-

tern — dann umzog dichte Nacht seinen Blick, und er schlummerte in Betäubung hin.

Als er sich wieder bewußt zu werden anfing, glaubte er mehrere Stimmen zu hören, die immer stärker wurden. Ein heller Glanz durchdrang seine geschlossenen Augenlieder; er schlug sie auf — und sah sich in einem schönen Gemache auf einem Canapeh liegen, mehrere Personen um ihn beschäftigt, und eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, die ihm die Pulse mit einem warmen Tuche rieb. „Gottlob! er erhohlt sich!" sagte ein ehrwürdiger Greis, der Oliviers Haupt unterstützt hatte. „Dem Himmel sey Dank!" antwortete die schöne Frau mit angenehmer Stimme, und fragte hierauf den Jüngling, der noch nichts von dem allen begriff, was um ihn vorging, wie er sich befinde? — „Wo bin ich?" sagte Olivier, als er sich erstaunt aufrichtete. — „Wer hat sich meiner angenommen?" „Sie sind bey guten Menschen," erwiederte die Frau, „die sich freuen, Sie gerettet zu sehen. Das Übrige sollen Sie erfahren, wenn Ihre Kräfte sich erhohlt haben." Mit diesen Worten winkte sie einem Bedienten, der ihr in einem Glase Wein auf einer silbernen Tasse reichte. Die Frau ergriff das Glas und hielt es selbst an Oliviers

Lippen: „Trinken Sie, mein Herr! es ist echter alter Wein, Sie bedürfen Stärkung.“ Olivier verneigte sich, nahm das Glas und trank. Er fing nach und nach an, den Zusammenhang zu begreifen, die Reden der Umstehenden bestärkten ihn in seiner Meinung. Er war auf dem Schlosse der Gräfinn. Der Ton der Glocke, die er in den letzten Augenblicken seines Bewußtseyns angezogen, hatte die Leute im Schlosse von der Gefahr eines Reisenden benachrichtigt. Man war hinaus geeilt, hatte den Ohnmächtigen gefunden, dessen Kleidung nicht von gemeinem Stande zeugte, ihn in's Schloß, in die Zimmer der Gräfinn selbst gebracht, und ihr gesagt, daß seine Ohnmacht sehr tief und wenig Hoffnung vorhanden gewesen sey, ihn zu retten.

„Ich lebe also durch Ihre Güte, gnädige Frau!“ rief Olivier, indem er die Hand der Gräfinn ergriff und an seine Lippen drückte. „Ach! wer weiß, ob ich Ihnen für das Geschenk meines Lebens danken soll?“ Ein düsterer Gedanke bemächtigte sich des kaum Erwachten, — der Gedanke: ob es nicht für ihn besser gewesen wäre, in seiner Erstarrung zu vergehen. Da fielen ihm seine Ältern ein. „O mei-

ne Ältern! meine armen Ältern!" rief er plötzlich, und wollte vom Sopha aufſpringen; aber er ſank kraftlos zurück. — „Was wollen Sie, mein Herr?" fragte die Dame mit theilnehmendem Tone, in dem ſie den Sinkenden unterſtützte. „Was ſollen Ihre Ältern?" — „Ach, ſie werden in Angſt um mich vergehen!" rief Olivier mit Heftigkeit, „ſie wiſſen nicht, wo ich geblieben bin; ſie werden mich ſuchen laſſen, ich muß, ich muß nach Hauſe!" Dieſer Ton kindlicher Liebe, die vorige Äußerung lebensſatter Verzweifelung, die ſchöne rührende Stimme, womit das alles geſagt wurde — griffen, Trotz der unangenehmen Züge des Fremden, tief in Amaliens Herz — ſo hieß die Gräfinn. — „Bleiben Sie, lieber, junger Mann!" ſagte ſie mit inniger Rührung, indem ſie ihn, der von neuen aufzuſtehen verſuchte, ſanft auf die Küſſen zurück drückte. „Beunruhigen Sie ſich nicht! Ich werde für alles ſorgen; Ihre Ältern ſollen noch dieſe Nacht erfahren, wo Sie ſind, und wie es Ihnen geht. Aber — wo ſoll ich hinſenden?" „O, gnädige Frau!" rief Olivier entzückt, „wollen Sie das? Wollen Sie meine Ältern aus ihrer Angſt reiſſen? O, Sie geben mir heute das Leben zweyfach wieder! —

Ich heiße Hauteville; meines Vaters Schloß liegt in der Nähe, keine Stunde von hier." Er bezeichnete das Thal und den Fluß, der daran vorbey fließt. —

„Hauteville?" rief die Gräfinn mit sonderbarem Tone, indem sie Oliviern starr ansah, — „doch nicht Graf Olivier von Hauteville?" — „Ja, gnädige Frau! so heiße ich. Ist Ihnen denn der Nahme eines Unglücklichen bekannt, der —" „O Gott, o Gott!" rief die Gräfinn nun, indem ihre Thränen hervor brachen, und ihre Bewegung in ein heftiges Zittern überging. „Sie sind Graf Olivier? Sie sind — und ich — ich habe Sie gerettet! O Vorsicht!" — Sie war in der größten Bewegung; ihre Brust flog, ihr Auge hing starr an Oliviers Zügen, ihre Arme erhoben sich, als wollte sie ihn umarmen, — dann ließ sie sie plötzlich sinken. „Verzeihen Sie, Herr Graf! eine unbegreifliche Ähnlichkeit — ein Schwindel — ich bin sogleich wieder bey Ihnen!" Sie eilte aus dem Zimmer, und ließ Oliviern erstaunt, betroffen und tief gerührt allein.

Nach einer kurzen Zeit kam sie wieder. Noch zeigten sich die Spuren häufiger Thränen in ihren schönen Augen; aber eine heitere Freude,

eine Art von ſtiller Verklärung war über ihre Züge ausgebreitet. Sie ſchien ſich gefaßt zu haben, und entſchuldigte ihr ſeltſames Betragen auf eine Weiſe, die Oliviern Stoff zu hundert Fragen gegeben haben würde, wenn nicht ſelbſt die Art, mit der ſie ihr Geheimniß verbarg, jede unbeſcheidene Neugier fern gehalten hätte. Sie ſetzte ſich freundlich neben Oliviern nieder; ſie ſagte ihm, daß ſie bereits einen Reitknecht zu ſeinem Vater geſandt habe, daß er außer Sorge ſeyn ſollte. Ihr Blick ruhte mit ſo ſichtbarem Wohlwollen auf ihrem Gaſte, daß dieſer, dem eine ſolche Begegnung ganz fremd war, im Anfange kaum ſeine Verlegenheit bergen konnte.

Indeſſen verſchwand dieſe bald vor dem unbefangenen und ſo herzlich theilnehmenden Weſen der Gräfinn. Olivier mußte ihr ſeine ganze Lebensgeſchichte erzählen; ſie hörte mit einem warmen Antheile zu, den er manches Mahl bey den Stellen, wo er ihr ſeine düſtere Stimmung ſchilderte, in ſichtbare Rührung übergehen ſah. — Eine innige Zuneigung, ein unbedingtes Zutrauen zog auch ihn an dieſe ſeltſame Frau, und ohne Rückhalt entdeckte er ihr alles, was ihm begegnet war, ſelbſt ſeine Geſchichte mit Claren; denn,

so fest er sich auch vorgenommen hatte, einen gewissen Punct nie gegen irgend jemand zu berühren, so war es ihm doch nicht möglich, Amalien etwas zu verbergen, oder ihren Fragen, die sie mit eben so viel Sicherheit als Gewandtheit an ihn machte, auszuweichen. Nach Verlauf von zwey Stunden war sie im Besitze aller seiner, freylich sehr unbedeutenden Geheimnisse, und jetzt kam auch der Reitknecht zurück, und lös'te durch die Nachricht, daß er bey dem alten Grafen gewesen, wie dieser seine Bothschaft aufgenommen, und was er ihm für Aufträge an seinen Sohn gegeben, das letzte drückende Band von Oliviers Seele.

Die Zeit zum Nachtessen war gekommen; man rief die Gräfinn in den Speisesaal. Ohne Umstände legte sie ihren Arm in Oliviers Arm. „Führen Sie mich zur Tafel!" sagte sie; und er trat halb stolz, halb beschämt an ihrer Seite in den Saal, wo die ältere Schwester der Gräfinn, eine würdige Matrone, und der Schloßcapellan, in dem Olivier den Greis erkannte, der ihn beym Erwachen zuerst angeredet hatte, bereits ihrer warteten. Man setzte sich. Heiteres, geistreiches Gespräch würzte das mäßige, aber ausgesuchte Mahl. Olivier sah sich auch von den

beyden andern Mitspeisenden mit feiner Achtung ausgezeichnet; man gab ihm auf eine ungezwungene Art Veranlassung, seine mannigfachen Kenntnisse zu zeigen, man behandelte ihn als einen sehr werthen, bedeutenden Gast, und seit seiner harmlosen Kindheit hatte er sich nie so glücklich gefühlt, als diesen Abend.

Am andern Morgen nahm er, so zeitlich es der Wohlstand erlaubte, von seiner Lebensretterinn Abschied, die ihn nicht länger abhalten wollte, der Stimme der kindlichen Liebe zu folgen, und seine Ältern ganz zu beruhigen; doch bedung sie sich aus, ihn bald, und so oft es ihm möglich seyn würde, auf ihrem Schlosse wieder zu sehen.

Sie hatte Pferde satteln lassen. Olivier erröthete, als er an's Fenster trat und sie erblickte. „Verzeihen Sie, Gräfinn! ich reite nicht." „Sie reiten nicht?" erwiederte die Gräfinn mit einiger Verwunderung. „Ein Cavalier von Ihren Jahren, Ihrer Erziehung" — „Ich habe es nie gelernt — ich habe es nicht lernen mögen," stieß Olivier endlich fast gewaltsam heraus — indem sein Blick schnell verdüstert zu Boden sank. Amalia hatte ihn verstanden. Sie faßte seine Hand liebreich. „Lieber Graf!" sag-

te sie, „Sie thun sich selbst, Sie thun der Welt Unrecht! Doch, ich hoffe, das wird sich alles geben!" Mit diesen Worten zog sie die Klingel, und befahl Pferde vor die Chaise zu spannen. Olivier stand stumm und düster am Fenster. Amalia, ohne des Vorgefallenen zu erwähnen, sprach von seinen Ältern, von der Freude, ihn wieder zu sehen. In diesen sanften Gefühlen öffnete sich sein Herz wieder; und ganz heiter und mit dem festen Vorsatze, bald wieder zu kommen, verließ er das gastfreye Haus.

Er besuchte von nun an die Gräfinn sehr oft. Nicht nur that es ihm unbeschreiblich wohl, sich von würdigen Menschen mit Zuvorkommung und Achtung behandelt zu sehen, und ihres gebildeten Umgangs zu genießen, ihn zog ein stiller aber mächtiger Hang an Amalien selbst, ein Hang, der gar nicht seinen Empfindungen für Claren glich, die selbst die Jahre der Gräfinn nicht gerechtfertigt hätten, und den er, um sich ihn zu erklären, für ein antwortendes Gefühl ansah, welches durch Dankbarkeit und das liebevolle Betragen Amaliens gegen ihn erweckt worden war. Seine Ältern fühlten bald mit Vergnügen den wohlthätigen Einfluß, den Amaliens Umgang auf Oliviern hatte. Das Bewußt-

seyn, bey der ersten Bekanntschaft völlig fremden Menschen nicht nur keinen Widerwillen, sondern selbst Wohlwollen und Achtung eingeflößt zu haben, gab ihm mehr Zutrauen zu seinem persönlichen Werthe. Er fing an, seine Gestalt und den Eindruck, den sie auf andere machen mußte, in einem minder ungünstigen Lichte zu betrachten, er lernte im Hause der Gräfinn, in ihrem Beyspiele, eine Art von Thätigkeit kennen, die ihm ein eben so schönes als weites Feld für seine Geisteskräfte eröffnete; und das erhebende Bewußtseyn, andern Menschen nützlich und wohlthätig zu werden, vermehrte sein Selbstgefühl, und flößte ihm Zuversicht zu sich selbst ein.

Amalie wußte auf eine geschickte Art alle diese schönen Triebe in's Spiel zu setzen, jede seiner Anlagen zu entwickeln, oder die schon entwickelten befriedigend wirken zu lassen, und eben so gewandt ihn zu veranlassen, sich alle jene Fertigkeiten noch zu erwerben, die ihm gänzlich mangelten, und von denen sie einsah, daß er ihrer mehr als ein anderer bedürfen würde, um das Wenige, was ihm die stiefmütterliche Natur gelassen hatte, einen regelmäßigen Wuchs und eine rührende Stimme, geltend zu machen.

Um sie auf ihren Spazierritten in die Gebirge begleiten zu können, wo sie selbst die Anstalten zur Verbesserung ihrer Güter, oder zur Unterstützung ihrer Unterthanen betrieb, lernte er, seiner Abneigung ungeachtet, reiten; um die Abende zu kürzen, wurde bald Musik gemacht, bald vorgelesen, declamirt, zuweilen selbst eine Scene aus einem der besten dramatischen Dichter gespielt. Oft, fast immer, fehlte eine Person — und mancher schöne Plan, von dem Amalie sich so viel Vergnügen versprochen, scheiterte an diesem Mangel. Das that Oliviern im Anfange sehr leid; bald darauf sann er hin und her, ob er nicht durch einen seiner Brüder oder Bekannten diese Lücke ausfüllen könnte. Aber immer fanden sich Hindernisse; die meisten lagen in dem Systeme der Gräfinn, durchaus keine neuen Bekanntschaften zu machen. Es blieb nichts übrig; Olivier mußte sich entschließen, so ungern er es that, bey diesen Unterhaltungen mitzumachen. Zuerst übernahm er eine Rolle beym Lesen. Die Richtigkeit seines Vortrags erhielt unendlichen Reitz durch seine wohlklingende weiche Stimme, und erwarb ihm ungetheilten Beyfall. Die Freude des Gelingens spornte ihn an, mehr zu wagen; er versuchte es, zu decla-

miren. Sein Gefühl riß ihn hin; seine schöne Stimme, seine eigene Rührung drang an's Herz seiner Zuhörer, und oft lohnten Thränen in Amaliens oder der andern Gegenwärtigen Augen seine frohe Mühe. Aufgemuntert durch diesen Erfolg und gezogen von seinem eigenen Herzen, das so gern seine schmerzlichen Gefühle in klagenden Tönen ausgehaucht hätte, unternahm er es, Musik und Gesang zu lernen. Nun hatte seine Seele das Organ gefunden, wodurch sie sich am liebsten, am leichtesten verständlich machte. Seine Fortschritte waren bewundernswürdig, und mit jeder Stufe der Vollendung, die er erstieg, wuchs auch seine Lust an der Musik, sein stilles Glück. Bald entwickelte sich ein neues Talent in seiner reichen Brust. Er fing an, die regellosen Phantasien auf seiner Laute mit Worten zu begleiten, er sang seine Gefühle in selbst gedichteten Liedern; doch durfte diese niemand hören, niemand lesen, als nur Amalia allein, zu der er ein unbedingtes Zutrauen hatte.

Dieses Zutrauen, das der Erfolg so schön gerechtfertigt hatte, gab Amalien eine unumschränkte Gewalt über Oliviers Herz. Sie brachte ihn dahin, daß er einzusehen anfing, wie

körperliche Übungen, statt ihn lächerlich zu machen, dazu dienen mußten, das Unangenehme seines Äußern zu mindern, und endlich vergessen zu machen. Sie vermochte ihn, fechten, voltigiren, so gar tanzen zu lernen; aber Trotz ihrer Macht über ihn und seiner Liebe zu ihr, konnte sie es nie von ihm erhalten, daß er vor andern Menschen auch nur Einen Schritt getanzt, oder ihre Liebhaberbühne betreten hätte. Eben so vermied er mit scheuer Sorgfalt jede Zusammenkunft vieler Menschen, und vor allen den Umgang mit jungen Mädchen. Bekannt mit der Schwäche seines Herzens und überzeugt, daß nie ein Weib eigentliche Liebe für ihn fühlen könne, wollte er sich keiner zweyten bittern Erfahrung aussetzen. Der Wirkungskreis, den er in Amaliens Umgange hatte kennen lernen, genügte seinem Herzen; in der Sorge für ihre und seine Unterthanen fand er seinen liebsten Genuß, und hoffte, so sein Leben, wo nicht glücklich, doch ruhig zuzubringen.

Drey schöne stille Jahre waren so für ihn hingeflossen, als endlich sein Vater mit Ernst daran dachte, über die künftige Laufbahn seines Sohnes zu entscheiden. Von je her hatte er gewünscht, ihn an dem Platze zu sehen, den er

ſelbſt einſt ſo rühmlich bekleidet hatte. In frühern Jahren ſchien Oliviers menſchenſcheue Stimmung dieſen Wunſch ganz zu zerſtören; ſeit der letzten Zeit aber erwachten ſeines Vaters Hoffnungen wieder, und die Art der Thätigkeit, auf welche ſich unter Amaliens Anleitung die Neigung ſeines Sohnes lenkte, vermehrte ſeine Zuverſicht. Gegen Anfang des Winters machte er eine Reiſe nach W**, und kam nach einigen Wochen ſehr heiter wieder zurück. Bald darauf rief er ſeinen Sohn allein zu ſich, und eröffnete ihm den Plan ſeiner künftigen Beſtimmung: Olivier ſollte an den Hof von W** gehen, und dort unter des Herzogs Augen und ſeiner unmittelbaren Leitung ſich dem Dienſte ſeines Landes widmen, das Hauteville noch immer als ſein eigentliches Vaterland anzuſehen gewohnt war.

Olivier hatte ſtumm unter widerſprechenden Empfindungen die Rede ſeines Vaters angehört. Wenn ihn auf einer Seite die ſchöne Ausſicht, ſeine Kräfte in einem größern Wirkungskreiſe üben zu können, ſchimmernd reizte, ſchreckten ihn von der andern der Gedanke, an einem Hofe, unter fremden Menſchen zu erſcheinen, der Abſchied von allen ſeinen Geliebten und der Gedanke des Alleinſeyns in der unbekannten Fer-

ne, die ihm schrecklicher als allen Andern erschien. Er verbarg diese Besorgnisse nicht vor seinem Vater; aber er fand diesen so unerschütterlich in seinem Entschlusse, so fest entschieden, daß er zuletzt schwieg, und mit beklommenem Herzen noch denselben Tag zu Amalien eilte, um sie mit der bevorstehenden Veränderung seines Schicksals bekannt zu machen, und ihr seine Besorgnisse mitzutheilen.

Amalia hörte seine Erzählung mit sichtbarer Bewegung an. „An den Hof des Herzogs!" wiederhohlte sie einige Mahl in tiefem Sinnen. Endlich erhob sie sich und sagte mit Ernst und Nachdruck: „Ja, Olivier, Sie müssen dem Befehle Ihres Vaters folgen — Sie müssen nach W**!"

„Ich muß? Auch Sie sprechen mein Urtheil?"

„Auch ich, lieber Olivier! Ich kann die Sache aus keinem andern Gesichtspuncte betrachten, als Ihr Vater. Sie haben von der Natur vorzügliche Talente und Kräfte erhalten; die Welt hat deßhalb gegründete Ansprüche an Sie. Der Kreis, in welchem Sie bisher lebten, ist zu enge dafür; Sie sollen auf einem größern Schauplatze wirken! Fürchten Sie nichts

von dem ungünstigen Eindrucke Ihrer Gestalt. Die große Welt ist zu abgeschliffen, um nicht über die Einwirkungen des ersten Augenblicks, selbst wenn sie unangenehm seyn sollten, gebiethen zu können; und im zweyten sind Sie, glauben Sie das Ihrer wahren Freundinn, des günstigsten Erfolges sicher. Ihr Anstand, Ihre Art sich auszudrücken, Ihre Geistesbildung können nicht anders als für Sie einnehmen, und Sie werden vielleicht — — es ist nicht ohne höhere Leitung, daß Sie auf diesen Schauplatz gerufen werden — kurz, Sie müssen nach W**."

Olivier wollte noch manches einwenden; aber Amalie wußte jedem Einwurfe zu begegnen, jedes Hinderniß zu heben, und ihm die segenreichen Folgen seiner Anstrengungen in seiner künftigen Sphäre so reitzend für sein besseres Gefühl zu schildern, daß er endlich diesen Vorstellungen wich, ihr die Hand darauf gab, entschlossen und fest auf der Bahn fort zu wandeln, welche ihm die Vorsicht vorgezeichnet hatte, und ganz einig mit sich selbst zu seinem Vater zurück kehrte.

Indessen, so sehr seine Familie und die Gräfinn Fernhof seine künftige Verwendung wünschten, so erfüllte doch der Gedanke an seine nahe

Abreise alle mit Trauer. Seine Mutter und seine Brüder liebten ihn herzlich, sie betrachteten ihn als einen zweyten Vater; denn in den letzten Jahren hatte er, wenn Kränklichkeit oder öftere Reisen ihnen den alten Grafen von Hauteville entzogen, mit warmer Liebe und schöner Willenskraft für sie gesorgt. Der Vater behandelte ihn längst mehr wie einen Freund als wie einen Sohn — und strebte vergebens, den Schmerz um seinen Verlust hinter stiller Gleichmüthigkeit zu verbergen. Aber am schwersten trug Amalie den Gedanken an seine Entfernung. Es war sichtbar, mit welcher Gewalt sie ihren Trübsinn bekämpfte, und diese Bemerkung vermehrte Oliviers Anhänglichkeit gegen sie, so wie sie sein Selbstvertrauen erhob, denn noch keinem Menschen, seine Verwandten ausgenommen, war er so theuer gewesen; und er dachte nun nicht bloß um seinet- sondern auch um Amaliens willen mit doppelter Wehmuth an seine Abreise.

Den Tag vor derselben brachte er größten Theils bey ihr zu; sie hatte ihn darum gebethen. Sie war unendlich weich und feyerlich gestimmt, gab Oliviern eine Menge guter Rathschläge und Ermahnungen mit, die deutlich zeig-

ten, daß sie die Welt und die Höfe genau kenne, und schloß endlich mit folgenden Worten: „Lieber Olivier! die drey Jahre unserer Bekanntschaft haben Sie überzeugen können, daß ich es redlich mit Ihnen meine; ich darf also wohl für so viele Beweise meiner Zuneigung auch einen von Ihnen fordern —"

„O fordern Sie, fordern Sie, gnädige Frau!" rief Olivier, indem er, schon längst erweicht durch ihre und seine eigene Rührung, zu ihren Füßen stürzte, „fordern Sie, was Sie wollen, das Schwerste, mein Leben selbst! ich bin bereit, es für Sie hinzugeben." Jetzt brachen Amaliens Thränen heftig hervor; sie bückte sich nieder, den Jüngling aufzuheben. Unwillkürlich schlossen ihre Arme sich einen Augenblick um seine Schultern; aber schnell gefaßt zog sie sich zurück, hieß ihn aufstehen, seine zu große Rührung mäßigen, und fuhr mit mehr Fassung fort:

„Es ist nichts so Großes, lieber Olivier, kein ungeheures Opfer, was ich von Ihnen fordere; es ist vielmehr etwas, das zugleich eine Prüfung und Übung Ihrer Verschwiegenheit und Ihrer Gewalt über sich selbst seyn wird, zwey Eigenschaften, die an einem Hofe viel nö-

thiger sind, als Sie vielleicht jetzt noch glauben. Ich fordere nichts, als strenges Stillschweigen über unsere Bekanntschaft, wenn Sie am Hofe von W** seyn werden. Niemand daselbst darf je erfahren, daß wir uns kennen, oder überhaupt wissen, daß ich lebe, und wo ich lebe. Dieß Versprechen fordere ich von Ihnen als einen Beweis Ihrer Liebe für mich. Sagen Sie das auch Ihrem Vater, den ich ehre und schätze, und dem ich viel höher verpflichtet bin, als er glaubt. Er wird vielleicht über diese Bitte lächeln; aber er wird mir willfahren."

Olivier sah die Gräfinn erstaunt an. Seltsame Muthmaßungen drängten sich in seiner Brust; aber er leistete das Versprechen so feyerlich, so innig, wie sie es wünschte, und wagte es nicht, den Schleyer dieses Geheimnisses aufheben zu wollen. Der Rest des Abends verging nun ruhiger; nur beym Abschiede erneuerte sich der heftige Kampf in Amaliens Seele, und ein Mahl nannte sie den Jüngling mit dem vertraulichen Du. Außer sich vor Freuden ergriff er ihre Hand, küßte sie, und beschwor sie, diese Benennung nie zurück zu nehmen. Aber Amaliens Züge verfinsterten sich schnell; sie schlug den nassen Blick von Oliviern zum Himmel, und richtete ihn dann

voll unendlicher Wehmuth wieder auf ihn. — — „Lassen Sie uns diesen Augenblick allzu großer Schwachheit vergessen, lieber Graf, und versprechen Sie mir, seiner nie zu gedenken!" —

Olivier schwieg betroffen. — Nach einer Pause bath er sie um die Erlaubniß, ihr schreiben, und so zuweilen Nachricht von ihr erhalten zu dürfen. — „Nicht mir unmittelbar, mein Lieber! Schreiben Sie an Ihren Vater, legen Sie bisweilen ein Blättchen an Ihre Freundinn bey; es wird mir ein theures Pfand Ihrer fortwährenden Liebe, ein süßer Laut des Trostes aus der Ferne in meiner freudenlosen Einsamkeit seyn. Aber — mißdeuten Sie mich nicht, wenn Sie vielleicht von meiner eigenen Hand nie eine Zeile erhalten; Nachricht von Amalien sollen Sie deßwegen immer haben."

Olivier unterwarf sich schweigend auch dieser harten Bedingung, riß sich endlich mit heißen Thränen, die er sich nicht schämte fließen zu lassen, von ihr los, und ritt, in schwermüthigem Nachsinnen über Amaliens seltsame Schicksale und ihre wahre Geschichte versenkt, in der düstern Novembernacht seiner Heimath zu.

Am andern Tage erwartete ihn eine eben so schmerzliche Scene. Mutter und Brüder hingen

weinend an seinem Halse; weinend begleiteten sie ihn bis in den Schloßhof, wo die Bewohner der umliegenden Dörfer, ihre Ältesten an der Spitze, und viele Landleute von Amaliens Gute standen, um ihren gemeinschaftlichen Wohlthäter noch ein Mahl zu sehen, und ihm ein, vielleicht letztes, Lebewohl zu sagen. Mit heftiger Rührung drückte Olivier die rauhen Hände dieser guten Menschen — riß sich gewaltsam aus ihrer Mitte und sprang, überwältigt von schmerzlichem aber schönem Gefühle, zu seinem Vater in den Wagen, der rasch mit ihnen über die Schloßbrücke und durch das Thal rollte.

Nach einigen Tagereisen durch die schönsten Gefilde, die selbst die Hand des Winters nicht entstellen konnte, langten sie in W** an. Kaum erscholl der Nahme des Grafen von Hauteville im herzoglichen Schlosse, so erschienen sogleich zahlreiche Diener und einige der ersten Höflinge, um den alten Liebling des Fürsten zu seinem Herrn, der ihn erwartete, zu führen. Die Thüren flogen auf, und ein edel gebildeter Mann, den man, obgleich die Zeit die Blüthe der Jugend abgestreift hatte, noch immer sehr schön nennen konnte, trat ihnen hastig entgegen. Olivier erkannte ihn sogleich für den Herzog, und

sein Herz wallte bey seinem Anblicke von unbekannten Regungen auf. Hauteville wollte so eben den Mund öffnen, um dem Fürsten seinen Sohn vorzustellen, als dieser bey Oliviers Anblick betroffen einen Schritt zurück wich. Olivier hatte dieß Zurückweichen bemerkt, und wußte es nur zu wohl zu deuten. Ein bitteres Gefühl erwachte in seinem Herzen; das Betragen des Herzogs schmerzte ihn, und er war bey nahe entschlossen, das Zimmer zu verlassen, was auch der Fürst von ihm denken möge, als dieser ihn schnell bey der Hand ergriff, und mit sichtbarer Rührung zu ihm sagte: „Seyen Sie mir willkommen, Graf Olivier, recht sehr willkommen! Ich trenne Sie zwar diesen Augenblick von Ihrem Vater; aber glauben Sie mir, Sie werden immer einen Freund — ja einen zweyten Vater an mir finden." — Diese Worte und der Ton, mit dem sie gesprochen wurden, besänftigten Oliviers Unwillen. Seine Seele ging plötzlich zu dem süßesten Gefühle inniger Liebe über. Er sank, von diesen Empfindungen überwältigt, in des Herzogs Arme, die sich ihm entgegen breiteten; er vermochte seine Thränen nicht zurück zu halten, ein unbekannter Zug von Liebe gegen den Herzog machte sie fließen, und als er end-

lich, sich besinnend, vor wem er stände, sich ehrfurchtsvoll empor richtete, sah er auch in dieses und seines Vaters Augen Thränen. Der alte Graf von Hauteville unterbrach die stumme Scene, indem er dem Fürsten seinen Sohn empfahl, und ihn bath, mit dem Jünglinge, der noch nie den Kreis seiner heimischen Gebirge verlassen hatte, Geduld und Nachsicht zu haben. Der Herzog schien während Hauteville's Rede sich zu fassen. Er dankte dem Grafen für das Geschenk, das er ihm in seinem Sohne machte, sagte diesem mit vieler Güte, aber mit gelassenerem Tone viel Verbindliches über all das Gute, das er schon von ihm gehört, und die Erwartungen, die er für sein Land sich von ihm mache, und entließ sie endlich beyde, indem er Oliviern eine Wohnung im Schlosse, sehr nahe bey seinen eigenen Zimmern, anweisen ließ.

Olivier suchte von seinem Vater eine Erklärung über das ungewöhnliche Betragen des Herzogs zu erhalten; aber seine Bemühungen waren vergebens. Sein Vater beobachtete das strengste Stillschweigen, und reis'te bald darauf wieder zurück; und zwischen dem Herzog und Olivier fiel keine solche Scene mehr vor, ja es schien, als vermeide jener absichtlich bey aller

Liebe, die er Oliviern bezeigte, jede Gelegenheit, wo irgend eine stärkere Rührung ihm die Fassung rauben könnte. Er verwendete Oliviern in den Geschäften seines Cabinets, und der helle Verstand des Jünglings, seine Geschicklichkeit, sein Fleiß, noch mehr aber der Eifer für's Gute, der aus jeder seiner Handlungen sichtbar ward, erwarben ihm das unbegrenzte Zutrauen seines Herrn, und er stieg von Stufe zu Stufe zu den wichtigsten Posten empor, war der erklärte Liebling und Vertraute des Herzogs, und nach ihm einer der ersten im Staate. Der Neid, die Mißgunst der Höflinge erwachten freylich bey diesem ausgezeichnet schnellen Emporsteigen; aber theils entwaffnete Oliviers Bescheidenheit und seine edle Uneigennützigkeit die Boßheit seiner Feinde, theils scheiterten ihre best ausgesonnenen Plane an der unerschütterlichen und offenkundigen Liebe des Herzogs zu ihm. Er sah sich bald von vielen geliebt, von allen geehrt und nur von den Bösen gefürchtet.

Dennoch gab es eine Partey am Hofe, die er nie für sich gewinnen konnte, und das war die Herzoginn selbst, und alles, was sich zu ihrem Gefolge zählte. Es war ihm gleich in der ersten Zeit seines Aufenthalts am Hofe klar ge-

worden, daß hier nicht alles so stehe, wie es stehen sollte; und eine genauere Bekanntschaft mit dem Hofe sowohl, als mit manchen einzelnen Personen gab ihm nähere Aufschlüsse, die ihm alles erklärten.

Der Herzog war in seiner Jugend nicht bloß ein schöner, lebhafter Prinz, voll schimmernder Eigenschaften seines Standes gewesen; er bedurfte des Glanzes nicht, den ihm der Thron lieh, um auch als Mensch die Achtung aller besseren Gemüther zu verdienen. Mit einem Herzen voll Gluth und Liebe, mit schwärmerischen Ideen von Glück und Menschenwerth, war das erste Erwachen seiner Liebe bedeutend und entscheidend für sein Leben gewesen. Eine Hofdame seiner Mutter, ein Mädchen, das mit allen Reitzen des Körpers eine reine Seele und einen gebildeten Verstand vereinigte, rührte zuerst sein Herz und vermochte es nicht, die Flammen, die sie ohne Willen in dem Herzen des liebenswürdigsten Mannes entzündet hatte, nicht zu theilen. Bald vereinigte sie ein geheimes Verständniß — endlich ein noch geheimeres rechtmäßiges Band — und der Prinz zweifelte in jugendlichem Muthe nicht daran, daß sein Vater, vielleicht nach manchem Kampfe, doch endlich zu-

geben würde, was nicht mehr zu hindern war, und er seine Geliebte, deren Stand ohne dieß nicht tief unter dem seinigen war, auf den Thron werde erheben können, der ihr so wohl gebührte.

Aber das Schicksal fügte es anders. Staatsrücksichten, denen sein Vater auszuweichen weder Lust noch Festigkeit genug besaß, machten seine Vermählung mit einer fremden Prinzessinn nothwendig. Der Prinz widersetzte sich lange unter allerley Vorwänden, und gestand endlich seinem Vater, daß er bereits vermählt sey. Nun brach kein Sturm über ihn los, wie er gefürchtet, und worauf er sich bereitet hatte, der Vater schien sogar nach der ersten Bestürzung zweifelhaft und ungewiß; aber mit Einem Mahl war seine Gemahlinn aus dem stillen Zufluchtsorte, wohin seine Liebe sie geflüchtet hatte, verschwunden, und kein Bitten, kein Forschen, selbst nicht eine Krankheit, die den einzigen Sohn und Thronerben an den Rand des Grabes brachte, entriß dem unerbittlichen Vater sein Geheimniß. Bald darauf ließ er durch einen Spruch der Gerichte die Ehe als ungültig erklären und aufheben, und der Prinz mußte sich nach einem langen und fruchtlosen Kampfe und noch fruchtloseren Nachforschungen um die Verlorne nach zwey un-

ruhevollen Jahren entschließen, in die vorgeschlagene Verbindung zu willigen.

Die neue Gemahlinn erschien mit großem Pomp und steifer Feyerlichkeit. Schon dieser erste Empfang durchkältete des Prinzen Herz vollkommen, und sogleich in den ersten Wochen zeigte es sich, daß er auch die letzte Hoffnung, die, eine stille, ruhige Ehe zu führen, aufgeben mußte. Intriguen, Cabalen schienen das Element dieser Fürstinn und ihr nicht wohler zu seyn, als wenn sie, gleich der Spinne, im Mittelpuncte ihres künstlichen Gewebes verborgen sitzen, und an hunderterley Faden die Welt um sich lenken, und mitunter auch verwirren konnte. — Der traurige Umstand, daß sie auch der einzigen Absicht, um welcher willen der Prinz ihr seine Hand gereicht hatte, nicht entsprach, und ihm keinen Erben, dem Throne keinen Nachfolger gab, so, daß einst sein Land an einen Seitenzweig seines Hauses, die Prinzen von Z**, fallen mußte, machte sie ihm völlig gleichgültig, indeß bey ihr die Liebe, oder vielmehr die Eifersucht mit dem Eigensinne aller beschränkten Gemüther von Jahr zu Jahr wuchs. Bald zerfiel der ganze Hof in zwey Parteyen, wovon freylich die der Herzoginn bey weiten die schwächere

an Zahl und Gehalt war; aber es war angenommener Grundsatz, daß sie alles haßte und verfolgte, was dem Herzoge lieb war, und so theilte auch Olivier dieß Schicksal.

Zwey Jahre waren vergangen, als auf einmahl den Hof und die große Welt eine Neuigkeit beschäftigte, die auf ein paar Tage Leben und Interesse in die leeren Gesellschaftsgespräche brachte. Es war die Geschichte der schönen und unglücklichen Gräfinn von Hanau. Sie war als ein junges Mädchen von ihrem Vater, der sein eigenes Vermögen verschläudert hatte, überredet oder gezwungen worden, dem reichen Grafen von Hanau ihre Hand zu geben. Der Graf war zwar als ein Mann bekannt, dessen wüthende Eifersucht und unbändige Leidenschaften seiner ersten Gemahlinn das Leben zur Hölle und ihren frühen Tod erwünschlich gemacht hatten; aber er hatte versprochen, den zerrütteten Umständen des Vaters aufzuhelfen, und so verkaufte ihm dieser sein einziges Kind, eine der ersten Schönheiten des Landes. Drey Jahre hatte die Unglückliche mit der größten Sanftmuth und der unermüdlichsten Geduld alle Launen, alle Ausbrüche des Zorns und der Eifersucht von ihrem wüthenden Gemahl erduldet, und in strenger

Abgeschiedenheit, entfernt von ihren Freunden und der ganzen Welt, auf einem einsamen Schlosse, mitten im Harzwalde mit ihm gelebt. Doch dieß alles war nicht im Stande, sie vor seiner Raserey zu schützen, die um die geringfügigsten Anlässe aufloderte. Einst ging er in einem Anfalle von Eifersucht so weit, daß er den Dolch, den er immer bey sich trug, auf sie zückte, und sie wirklich in die Schulter verwundete. Auf ihr lautes Geschrey kamen ihre Leute herbey, und entrissen sie den Händen des Barbaren, der sich unter den schrecklichsten Drohungen entfernte. Sie merkte bald aus seinen und seiner Leute Äußerungen, daß er sie zu einer ewigen Gefangenschaft auf diesem Schlosse bestimmt habe; und nun dachte sie auf ihre Rettung. So bald sie hergestellt war, entdeckte sie sich einer treuen Kammerfrau, und entfloh mit dieser durch Hülfe einiger Juwelen und des Mitleids, das ihre Schönheit, ihre Unschuld und ihr Unglück ihren Wächtern einflößten. Zwey Tage irrte sie im Harzwalde ohne Obdach, ohne Nahrung, als die die Natur ihr in Kräutern und Quellen both, herum, und gelangte endlich am dritten Tage auf das Schloß ihrer Tante, auf welche sie bey ihrer Flucht ihre Hoffnung gesetzt

hatte. Hier wurde sie mit aufrichtiger Theilnahme empfangen; und so bald sie sich von allen ausgestandenen Leiden erhohlt hatte, machte sie sich mit dieser Tante auf den Weg nach W**, um die gesetzmäßige Scheidung von einem Manne anzusuchen, bey dem sie weder ihrer Freyheit, noch ihres Lebens sicher war.

Alles am Hofe war neugierig, die schöne Gräfinn zu sehen; und ihre Geschichte nebst den Erörterungen, ob sie wohl geschieden werden könne oder nicht, unterhielten das müßige Hofvolk eine ziemliche Zeit. Olivier hörte ebenfalls von ihr, bedauerte ihr Schicksal, und nahm sich vor, obgleich er sie nicht kannte, alles, was er vermochte, für ihr Bestes zu thun. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er bey der ersten Audienz, die die Gräfinn beym Herzoge hatte, gegenwärtig war, und in der Gräfinn von Hanau seine ehemahls geliebte Clara von Senningen erkannte, von der er seit mehreren Jahren nichts mehr gehört und gesehen hatte! Ihre Schönheit, die damahls im Aufblühen gewesen war, hatte sich jetzt in höchster Vollkommenheit entfaltet, und der Zug von Kummer und stiller Geduld, der in ihrem etwas blassen Gesichte herrschte, machte sie doppelt reitzend.

Die alten Gefühle, die er längst besiegt zu haben glaubte, fingen an, sich in seiner Brust zu regen, und was die Pflicht für eine Vermählte zu fühlen verboth, rechtfertigte das Mitleid mit ihrer Lage.

Auch Clara hatte ihren ehemahligen Anbether sogleich erkannt, und auch er erschien ihr jetzt in einem ganz andern Lichte. Es war nicht mehr der unbedeutende häßliche Landjunker, mit dessen Kälte ihre Reitze einst zum Scherz den Kampf begonnen hatten; es war der geachtete Liebling eines mächtigen Fürsten, auf den der Ruf sie schon von weiten aufmerksam gemacht hatte, ein Mann, den die Bösen fürchteten und alle Redlichen schätzten, der durch sein edles Betragen sich vor der ganzen Hofjugend auszeichnete, und dessen schöne Sprache unter den Damen des Hofes, Trotz seiner Häßlichkeit, zum Sprichworte geworden war. Clara konnte leicht berechnen, von welchem Nutzen ihr Oliviers Zuneigung jetzt seyn könnte; und sie richtete ihr Betragen darnach ein. Schon am folgenden Tage ließ sie ihn zu sich bitten. Sie knüpfte, so viel sich mit Anstand thun ließ, alle Faden der Erinnerung an jene Zeit, wo sie ihm so theuer war, wieder an, und suchte die Gegenwart mit

der Vergangenheit so viel als möglich in seiner Seele zu verschmelzen. Sie erzählte ihm ihr trauriges Schicksal, legte ihm ihre Plane und Hoffnungen vor, bath um seinen Rath, seinen Beystand. Sie besuchte zwar den Hof äußerst selten, und lebte, wie es ihrer Lage anständig war, in strenger Eingezogenheit, sah niemanden bey sich, und machte nur jene Besuche, die ihre Geschäfte forderten. Aber sie wußte es doch sehr geschickt zu veranstalten, daß Olivier, den sie immer mehr in den Gang ihrer Geschäfte verflocht, sie ziemlich oft sah; und bey jeder Gelegenheit begegnete sie ihm mit ausgezeichneter Achtung und jenem schönen Zutrauen, das man nur einem lange geprüften Freunde beweiset.

Hauteville war in einer sonderbaren Lage. Er sah wohl ein, daß Clarens Achtung und Freundschaft größten Theils nicht seiner Person, sondern seinem Einflusse galt. Er erkannte, da keine jugendliche Leidenschaft ihn verblendete, daß Clarens Charakter bey allen seinen schätzbaren Eigenschaften eine große Beymischung von Eitelkeit und Gefallsucht enthielt, und daß es ihr den süßesten Genuß gewährte, wenn sie in vollem Bewußtseyn ihrer allmächti-

gen Reitze die Verwüstungen lächelnd betrachten konnte, die sie angerichtet hatte. Er fühlte, daß sie alle Künste der feinern Coquetterie anwandte, um ihn an sich zu ziehen, und auf den Überresten seiner Liebe ein neues Gebäude aufzuführen, er empfand sehr wohl, daß bey aller anscheinenden Achtung und Freundschaft doch nur wenig Herzlichkeit in ihrem Betragen gegen ihn war; aber er war ein Mensch, Clara war seine erste Liebe gewesen, sie war schön, sie war unglücklich, sie bedurfte seiner Hülfe, und sein Herz vermochte nicht diesen mannigfaltigen Bewegungen ganz zu widerstehen, und den Befehlen der Vernunft immer, wie es sollte, zu gehorchen.

Der Graf von Hanau sah während dieser Zeit dem drohenden Verluste seiner Gemahlinn nicht gleichgültig und unthätig entgegen. Er both alles auf, was in seinem und seiner Freunde Vermögen war, um die Scheidung zu hintertreiben. Es gelang ihm, ein paar von Clarens vertrauten Freundinnen und so gar ihren Gewissenrath auf seine Seite zu ziehen, die nun die arme Clara mit Bitten und Zureden bestürmten, und mit den Waffen der Religion in sie drangen, indem ihr Beichtiger es ihr zur

Gewissenssache machte, ihren Gemahl zu verlassen, dem sie vor Gott geschworen hatte, bey ihm auszuhalten, bis der Tod sie scheiden würde. Clarens Muth und Verstand unterlag bald diesen Angriffen. Sie wurde ängstlich, verwirrt und zweifelhaft; nur die Entschlossenheit und Klugheit ihrer Tante, an die sich ihr schwächerer Geist anschloß, hielten sie aufrecht, und sie fand in dieser Lage in Hauteville's Umgang, in seinen Tröstungen, seinem Rathe, seiner hellen, richtigen Erkenntniß und seiner Freundschaft für sie ihre größte Beruhigung. Ungeheucheltes Zutrauen und wahre Achtung trat bey ihr an die Stelle ihres studierten Betragens; sie sah ihn mit unverstellter Freude eintreten, und war wirklich verdrießlich, wenn er einige Tage verhindert war, sie zu besuchen. So fern dieß alles von dem kleinsten Anscheine von Leidenschaft war, so leicht auch Olivier sich diese Veränderung in Clarens Benehmen erklären konnte, und so ernstlich und oft er dieß auch that, so brachte doch die aufrichtige Zuneigung des schönen geliebten Weibes sein Herz in ein immer gefährlicheres Verhältniß, und entwand seiner Vernunft eine Waffe nach der andern.

Der Herzog hielt sich auf einem Lustschlosse auf. Clara hatte nothwendig mit ihm zu sprechen, und mußte, da ihre Tante unpäßlich war, allein hinaus fahren. Der Herzog war auf der Jagd, kam spät nach Hause, und es wurde völlig Nacht, als sie ihren Weg in die Stadt zurück antrat. Olivier langte nun auch mit dem Überreste des Jagdgefolges im Schlosse an, und hörte, daß die Gräfinn von Hanau kurz zuvor, nur von zwey ihrer Bedienten begleitet, weggefahren war. Ein ängstliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Er fürchtete, es könnte ihr auf dem ziemlich weiten Wege etwas Unangenehmes begegnen, erbath vom Herzoge die Erlaubniß sie zu geleiten, und eilte mit einigen seiner Leute dem Wagen nach. Auf halbem Wege ungefähr sah er von weiten eine Kutsche von vielen Personen zu Pferde umgeben. Er sprengte hinzu. Es waren Bewaffnete, deren einige bereits die Bedienten vom Wagen gerissen und gebunden hatten; einige hielten die Pferde, und ein Mann hatte den Schlag des Wagens geöffnet, und suchte sich eines Frauenzimmers, das ängstlich um Hülfe rief, zu bemächtigen. Hauteville erkannte Clarens Stimme. Ihr Angstgeschrey durchdrang seine Seele; er sporn-

te sein Pferd und sprengte wüthend auf den Haufen, durch den er sich mit dem Jagdschwerte Platz machte. Jetzt erkannte er auch den Mann, der Claren in seinen Armen hielt. Es war der Graf von Hanau; und Hauteville konnte sich nun die ganze Scene erklären. Er drang auf ihn ein, und befahl ihm im Nahmen des Herzogs, von seinem Raube abzustehen. Der wüthende Graf achtete dieser Rede nicht, und war eben im Begriff, Claren ganz aus dem Wagen zu heben, als ein Streich von Oliviers Schwerte ihn abzulassen zwang. Jetzt wandte sich sein ganzer Zorn gegen Hautevillen. Der Zweykampf begann mit gleicher Erbitterung. Hanau verletzte Oliviern im Arme. Als dieser sein Blut fließen sah, verdoppelte sich seine Wuth; Hanau gab eine Blöße, und Olivier stieß ihm das Jagdcouteau so tief in die Seite, daß er bewußtlos vom Pferde sank. — Sobald die Diener ihren Herrn fallen sahen, ließen sie vom Kampfe mit Hauteville's Leuten ab, und eilten, ihrem Herrn beyzustehen. Olivier sprang in den Wagen, und befahl dem Kutscher, so schnell er könne, in die Stadt zu fahren.

Da lag Clara ohne Bewußtseyn am Boden. Sein Blut erstarrte; denn der Gedanke, daß ihr wüthender Gemahl ihr vielleicht einen tödtlichen Stoß gegeben habe, fuhr schreckend durch seine Seele. Er hob sie zitternd empor; aber wie groß war seine Freude, als er keine Spur einer Verwundung entdeckte, und sah, daß sie nur in tiefer Ohnmacht lag. Er setzte sie neben sich auf den Polster des Wagens, und versuchte es, sie in's Leben zurück zu rufen. Im Ringen mit ihrem Räuber hatte sie den Schleyer zerrissen, der sonst ihren Busen streng verhüllte; ihre Locken hingen verwirrt und aufgelöst um die entblößten Schultern, und der Mond, der eben aus einer Wolke hervor trat, goß sein volles Licht auf ihr schönes, bleiches Gesicht und alle die unverhüllten Reitze, die sonst kein männlicher Blick entweihen durfte. So lag die schöne Clara in Oliviers Armen. Seine ganze Leidenschaft erwachte, sein Blut wallte in ungestümen Schlägen, seine Vernunft drohte zu unterliegen; er drückte das geliebte Weib heftig an seine Brust, und bedeckte ihren Mund mit feurigen Küssen. Jetzt fing sie an, sich zu regen; sie schlug die Augen auf, und Olivier glaubte, den Himmel offen zu sehen. „Wo bin

ich? was ist mit mir vorgegangen?" lispelte sie mit matter Stimme. „Beruhigen Sie sich, geliebte Gräfinn!" rief Olivier, „Sie sind in Sicherheit, Sie sind in meinen Händen." Der bekannte Ton der freundlichen Stimme erweckte die erste angenehme Empfindung in Clarens Seele; aber es dauerte lange, ehe sie sich von Schrecken und Angst ganz erhohlen und ihrer Rettung freuen konnte. Mit Bestürzung entdeckte sie die Unordnung ihres Anzuges, und strebte eilig, die Reitze zu verhüllen, die Hautevillen um seine bessere Besinnung gebracht hatten. — Nun aber, als sie alles erfahren hatte, ergoß sich ihr Herz in Dankfagungen gegen ihren Erretter, und erschrocken bemerkte sie erst jetzt das Blut an seinen Kleidern. „Um Gottes willen, Graf Hauteville," rief sie aus, „Sie sind verwundet!" Und nun ließ sie sich von keinen Vorstellungen Oliviers abhalten, die Wunde, die er am Arme empfangen hatte, zu untersuchen, so gut es die Umstände erlaubten, zu verbinden, und das Blut, das immer stärker hervor drang, zu stillen.

Hauteville's Lage wurde immer gefährlicher. Da saß das reitzende, geliebte Geschöpf dicht neben ihm, mit emsiger Sorgfalt und aufrichtiger Theilnahme um ihn beschäftigt; ihr Athem

ſtreifte an ſeiner Wange, ihre niedlichen Finger ſpielten um ſeinen Arm, und bey jedem Stoße des Wagens ſank ihre Schulter an die ſeinige. Manches entbehrliche Stück ihrer Kleidung mußte dem Verbande geopfert werden, und bey jedem wuchs ihre Thätigkeit und Oliviers Leidenſchaft. Dankbarkeit und Herzensgüte hatten in dieſem unvergeßlichen Augenblicke Clarens Eitelkeit ganz überwunden; ſie überließ ſich den ſchönen Regungen ihres guten Herzens ohne Rückhalt, und war in dieſer natürlichen Stimmung Oliviern tauſend Mahl gefährlicher, als in allen Rüſtungen und Waffen der feinſten Coquetterie. Er vermochte bey nahe nicht mehr, ſich zu halten; der Verband war geendet, er faßte ihre Hand voll Inbrunſt, drückte ſie an ſeine Bruſt, und preßte mit zitternden Lippen einen langen heißen Kuß darauf. Sie fühlte den Druck, ſie ahndete, was in Oliviers Seele vorging; die unbezwingliche Sucht zu erobern erwachte, ſie freute ſich ihres Triumphs, und konnte ſich's nicht verſagen, dem tapfern Erretter eine kleine Aufmunterung zu geben. Sanft erwiederte ſie den Druck der Hand, und ein leiſer Seufzer entfloh ihren Lippen. Hauteville war außer ſich, er vergaß alle Verhältniſſe, er

wollte ihr zu Füßen stürzen und seine Liebe bekennen; aber indem er den Blick empor hob, sah er um ihren Mund ein feines Lächeln schweben, und ihre glänzenden Augen strahlten von einem fröhlichen Siegesgefühl. Auf einmahl stand die Scene der ersten Erklärung vor seiner Seele. So hatte Clara damahls ausgesehen! mit solchem Lächeln, mit solchen triumphirenden Blicken hatte sie ihn angehört! — Und plötzlich sank seine Leidenschaft, er ließ ihre Hand fahren, das Wort, das bereits auf seinen Lippen schwebte, erstarb; seine Besinnung kam wieder, und er lehnte sich stumm und gedankenvoll an die andere Seite des Wagens.

Clara war durch diese plötzliche Veränderung überrascht, sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; aber weit entfernt, Oliviers Denkart zu verstehen, oder den Gang seiner Empfindungen zu ahnden, legte ihre Eitelkeit sein Betragen auf eine schmeichelhafte Art aus, und sie glaubte, daß eine schnelle Erinnerung an ihre Verbindung mit Hanau, und die Unmöglichkeit, sie zu besitzen, seiner ausbrechenden Leidenschaft diesen plötzlichen Zwang auferlegt habe. Sie fand es also ebenfalls für gut, nichts zu sprechen; und so langten sie endlich in der Stadt bey dem Hause

ihrer Tante an, der Hauteville seine Gerettete mit vieler Artigkeit überlieferte, aber weder von ihrer noch ihrer Nichte Dankſagungen und Bitten zu bewegen war, zu bleiben, und seine Wunde gleich unterſuchen zu laſſen.

So bald er in seinem Zimmer angekommen war, ſank er von Blutverluſt, Schmerz und innerer Erſchütterung erſchöpft, bey nahe ohnmächtig in die Arme seiner Leute. Ein ſtarkes Fieber verſchlimmerte seine Wunde, die an ſich gar nicht gefährlich war, und machte seine Krankheit bedenklich.

Der Ruf von dieſem Abenteuer verbreitete ſich ſchnell in der Stadt und am Hofe. Der Herzog erfuhr noch in der Nacht alles, und eilte am andern Morgen ſogleich mit ſeinem Leibarzte in die Stadt zu Oliviern, ließ in ſeiner Gegenwart die Wunde ſeines Lieblings unterſuchen, und äußerte überhaupt eine Bekümmerniß und Unruhe, die alle Hofleute in Erſtaunen ſetzten, und Oliviers Herz unausſprechlich rührten. Bey nahe alle Zeit, die der Herzog ſeinen Geſchäften abmüßigen konnte, brachte er an dem Lager ſeines Kranken zu, und die ſüßen, beruhigenden Empfindungen der Liebe und Dankbarkeit, die Oliviers gefühlvolle Seele angenehm

bewegten, trugen sehr viel zur Verminderung seines Übels bey, das größten Theils nur von zu heftig erregten Leidenschaften entstanden war.

Während seiner Genesung erfuhr er von dem Herzoge, daß Clarens Angelegenheit durch den letzten räuberischen Anfall ihres Gemahls eine sehr günstige Wendung bekommen habe; und bald darauf stimmten die Gerichte einmüthig für die Scheidung. Aber Graf Hanau, obgleich er noch sehr gefährlich an der Wunde darnieder lag, die Olivier ihm beygebracht hatte, wußte es durch Freunde und Reichthum am päpstlichen Hofe dennoch dahin zu bringen, daß ihre Ehe nicht ganz aufgehoben wurde. Clara war also zwar von seiner Gegenwart und von den Gefahren und Leiden befreyet, welchen ihre nahe Verbindung mit ihm sie ausgesetzt hatte; aber sie durfte ihre Hand keinem andern Manne reichen, und blieb, da sie sich auf ihren Gütern vor der Rache ihres Gemahls nicht sicher hielt, bey ihrer Tante in W**.

Alle diese Nachrichten bestimmten Hautevillen je mehr und mehr in dem Entschlusse, den er schon lange gefaßt hatte, sich wenigstens auf eine Zeit vom Hofe zu entfernen, und in der Einsamkeit seiner Gebirge den Eindruck, den

Clarens stäter Umgang auf ihn gemacht hatte, verlöschen zu lassen. Er erkannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn er sie immerfort sähe, er sah die Unmöglichkeit ein, sie je zu besitzen, und fühlte sehr deutlich, daß, wenn es die Umstände wirklich gestatten würden, er dennoch in einer nahen Verbindung mit ihr das Glück nicht finden würde, das sein zartes Gefühl und sein gebildeter Geist sich mit so zauberischen Farben von der Liebe eines Weibes, das ihn ganz verstände, vormahlte. So bald er genesen war, bath er den Herzog, daß er ihm erlauben möchte, auf eine kurze Zeit seine Ältern zu besuchen, und in der reinen, vaterländischen Gebirgsluft seine Gesundheit ganz herzustellen. Der Herzog willigte ein, und Olivier reiste, ohne Clären noch ein Mahl zu sehen, nach der Schweiz ab.

So sehr seine Vernunft diesen Entschluß gebilligt hatte, so viel kostete doch die Ausführung desselben seinem Herzen. Das zärtliche Betragen des Herzogs hatte ihm den Abschied von ihm unendlich schwer gemacht; er riß sich mit wahrem Schmerzen aus seinen Armen, und der Gedanke, Clären auf immer zu entsagen und ihren Anblick zu fliehen, versenkte ihn in tiefe Schwermuth, wie überzeugend er auch die Noth-

wendigkeit dieſes Schrittes einſah. So ſchwanden die erſten Tage ſeiner Reiſe trüb und traurig dahin, und ſein Blick, nur immer auf die Gegenſtände ſeines Schmerzens gerichtet, bemerkte nichts von den mannigfaltigen Schönheiten der Natur, womit der milde Herbſt die Gegenden umher geſchmückt hatte. Erſt, wie er ſich den höhern Gebirgen nahte, die reine Luft ihn ſtärkend anwehte, ſich der Himmel dunkelblau über ihm wölbte, und das friſchere Grün der Pflanzenwelt ſein Auge ſchmeichelnd auf ſich zog, fing er an, freyer zu athmen, und ſein empfängliches Herz öffnete ſich dem einfachen Reitze der Naturſchönheiten. Jetzt nahmen die vaterländiſchen Berge ihn auf. Er athmete den würzhaften Duft der Alpenkräuter, ſein Ohr vernahm mit froher Erinnerung den wohl bekannten Schall der ſtürzenden Waldwaſſer und das klappernde Getöſe der Mühlen; es war ihm wohl zu Muth im dunkeln Schatten hangender Tannenwälder, durch die ſein Weg ihn führte, und ein hohes, freudiges Gefühl ergriff ſeine Seele, wie am Ausgange der finſtern Schlucht der ſpiegelhelle Landſee unermeßlich ausgebreitet vor ſeinen Blicken da lag. Die Sonne ſank eben hinter den Felſenſpitzen feurig hinab, ihr Bild zitterte gleich

einer brennenden Säule über die Fläche des Waſſers hin, die gegen über ſtehenden Berge glühten im Purpurglanze des Abends, und blauer Duft zog ſich um ihren Fuß in mahleriſchen Geſtalten, als Olivier ſeitwärts in das liebliche Thal einbog, und den friedlichen Rauch ſeines väterlichen Hauſes in die reine Luft empor wallen ſah. Ein unnennbares Gefühl bemächtigte ſich ſeiner, Freude, ſüße Wehmuth, Bangigkeit und frohe Ahndungen wechſelten ſchnell und lebhaft in ſeiner Seele, alle Scenen ſeiner Jugend traten vor ihn, alle Empfindungen vergangener Zeiten wurden in ihm lebendig, Amalia, Clara, ſeine Ältern, ſeine Unterthanen, ſeine Plane, ſeine Leiden, ſeine frohen Gefühle, alle dieſe Vorſtellungen drängten und jagten ſich ſchnell und bunt in ſeinem Gedächtniß; er ſtieg aus und ging zu Fuß den Pfad über die Wieſen hin, um die Unruhe ſeines Innern in der langſamen Bewegung ſich ſtillen zu laſſen. Aber ſein jüngerer Bruder hatte vom Fenſter aus den Reiſewagen bemerkt, und in dem Augenblicke den geliebten Bruder erkannt. Ein Freudengeſchrey verkündete Oliviers Ankunft den Bewohnern des Schloſſes. Alles eilte ihm entgegen, und ehe er ſich faſſen konnte, lag er in den Armen ſeines Va-

ters und seiner Brüder. Wie im Triumphe führten sie ihn in's Schloß, und der folgende Tag war ein Freudenfest für die ganze Gegend, deren Einwohner alle herbey eilten, den geliebten Herrn wieder zu sehen. Olivier genoß des göttlichen Vergnügens, das er so lange Zeit entbehren mußte, die Früchte seiner Thätigkeit und seiner Bemühungen für das Wohl dieser Menschen in ihrem vermehrten Wohlstande und ihren verbesserten Sitten hoffnungsvoll empor sprießen zu sehen. Er besuchte rings umher alle Hütten, und überall grüßten und folgten ihm dankbare Segnungen.

Sein Vater bemerkte mit Vergnügen die vortheilhaften Veränderungen, welche die letzte Periode seines Lebens in ihm hervor gebracht hatte. Zeit und Erfahrung hatten aus dem Jünglinge einen Mann gebildet. Das rasche Feuer seiner Jugend hatte sich in's Innere seines Herzens zurück gezogen; dort brannte es wie eine heilige Flamme, die allen um sich her eine wohlthätige Wärme mittheilte, und nur im vertrauten Kreise von Freunden zuweilen hoch empor loderte. Sein Betragen war abgemessener, feiner geworden, und manche scharfe Seite seines Charakters hatte in dem vielseiti-

gen Umgange mit so verschiedenen Menschen sich abgeschliffen, ohne daß seine Eigenthümlichkeit darunter gelitten hatte; er war unfähig, sich zu verstellen, aber er vermochte es, dem Ausbruche seiner Empfindungen zu gebiethen.

Im stillen Genusse häuslicher Freuden, in ländlicher Ruhe und Einsamkeit fand auch sein Herz bald seinen völligen Frieden wieder, und stimmte ganz den Überzeugungen seiner Vernunft bey. Er hörte mit ziemlicher Ruhe die Nachricht, daß Clara an dem schönen Grafen von Wiltek, der sich in Geschäften des **schen Hofes zu W** aufhielt, einen erklärten Bewunderer habe, daß sie seine heiße Leidenschaft mit gleicher Liebe beantworte, und nur ihre unaufgelöst'e Verbindung mit Hanau ihrem Glücke im Wege stehe. Seine erste Empfindung war noch eine schnelle Aufwallung von Eifersucht; aber im nächsten Augenblicke war er gefaßt genug, sich darüber zu freuen und aufrichtig zu wünschen, daß Hanau's Tod, der sich allen Ausschweifungen ergeben hatte, sie bald von ihren verhaßten Fesseln erlösen, und ihr die Freyheit geben möge, an Wiltek's Hand das Glück zu genießen, das ihr gutes Herz verdiente. Dieser Wunsch ward bald erfüllt. Hanau fiel in einem

Zweykampfe, den er in der Trunkenheit begonnen hatte, und seine Witwe reichte, so bald es der Anstand erlaubte, dem geliebten Wiltek die Hand, und ging mit ihm auf seine Güter.

Nur eins war, was ihm diese stillen, glücklichen Tage verbitterte, Amaliens Entfernung. — Er hatte von Zeit zu Zeit durch seinen Vater Nachricht von ihr erhalten; aber eben wenige Wochen vor seiner Ankunft in der Schweiz war sie plötzlich abgereiset, und niemand als ihre Schwester und eine vertraute Kammerfrau durften sie begleiten; die übrigen Leute, selbst der alte Geistliche wußten nichts, weder von der Ursache noch dem Ziele ihrer Reise oder der Dauer ihrer Abwesenheit. Sie hatte versprochen, ihnen, wenn es nöthig seyn würde, Nachricht von sich zu geben oder wieder zu kommen; die bedeutenden Summen aber, die sie dem Capellan zurück gelassen hatte, manches Wort, das ihr entschlüpft war, selbst die Unruhe, die Schwermuth, die in den letzten Tagen ihrer Anwesenheit sichtbar in ihrem Betragen lag, ließen vermuthen, daß ihre Entfernung dauernder seyn würde, als sie selbst gestehen mochte.

Mit innigem Schmerzen hörte Olivier diese Nachricht, und manche Stunde wurde auf frucht-

lose Nachforschungen nach Amaliens Aufenthalt verwendet; doch keine Spur war zu finden, und immer mehr an ihrem Wiedersehen verzweifelnd, brachte er einige Monathe hin, als eine Bothschaft vom Herzoge Oliviern wieder zu sich berief. Er versprach seiner trauernden Familie, sie so bald als möglich zu sehen, und reis'te nach W** ab, wo ihn der Herzog mit außerordentlicher Freude und Zärtlichkeit empfing, und ihm die Ursache eröffnete, weßwegen er ihn zurück berufen hatte. Hauteville war nähmlich bestimmt, in wichtigen, geheimen Geschäften seines Fürsten nach S** zu reisen; und dieser Auftrag war ihm sehr angenehm, da er ihm die Gelegenheit verschaffte, Menschen und Länder kennen zu lernen, und dem Herzoge, den er so sehr liebte, einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sein Gefolge wurde auf des Herzogs Befehl mit fürstlicher Pracht angeordnet, und er kam bald darauf, vom Rufe vortheilhaft verkündet, am S**schen Hofe an.

Es traf sich, daß der Tag, wo er dem Könige das erste Mahl vorgestellt wurde, eben ein großer Gallatag für den Hof, des Königs Geburtsfest, war. Die ganze königliche Familie, die aus drey Prinzen und einer Prinzessinn bestand,

war gegenwärtig, und Adelinde (dieß war der Nahme der Prinzeſſinn), der Liebling ihres Vaters, das Ebenbild ihrer verſtorbenen Mutter, ſaß zur Linken des Königs. Hautewille war durch die Ähnlichkeit überraſcht, die Adelinde mit Claren hatte; nur war die Prinzeſſinn größer, ihr Wuchs ſtolzer, ihr Haar und Auge viel dunkler, und obgleich ihre Züge bey weiten nicht ſo regelmäßig ſchön genannt werden konnten, ſo ſprach doch eine Lebhaftigkeit des Geiſtes und eine Zartheit der Empfindung aus ihnen, die man vergebens in Clarens vollkommeneren Reitzen ſuchte.

Während der Zeit, da der König ſich mit Hauteville unterhielt, war Adelinde im Geſpräche mit andern Perſonen begriffen geweſen, und hatte ihn nicht beobachtet; und als er jetzt zu ihr trat, um auch ihr ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, indem er knieend ihre dargebothene Hand küßte, konnte ſie eine unfreywillige Äußerung von Überraſchung nicht verbergen. Olivier bemerkte ſie, ſo ſchnell auch die Prinzeſſinn ſich wieder faßte. Eine glühende Röthe überzog ſein Geſicht; er ſtand ſchnell auf, ließ ihre Hand fahren, und verlor ſich unter dem dichteſten Gedränge. So ſehr ihn dieſe Scene ge-

kränkt hatte, so war ihm doch noch eine empfindlichere aufbehalten. Als nähmlich der Hof aufstand, um sich weg zu begeben, und die Prinzessinn mit ihren Damen vor den dichten Reihen der Hofleute vorbey ging, hörte er sie mit den Mädchen flistern, und eine weibliche Stimme, die er in seinem Unmuthe sogleich für Adelindens Stimme hielt, sagte leise und gleichsam entschuldigend: „Aber mein Gott! wie kann man auch gar so häßlich seyn!"

Tief beleidigt und in schwermüthige Gedanken versunken, kam er in seinem Pallaste an, und er brauchte lange Zeit, bis seine Vernunft wieder Herr über die aufrührerischen Bewegungen seiner Seele wurde, und der vorige Friede sich darin verbreitete. Je stärker und angenehmer der Eindruck war, den Adelindens erster Anblick auf ihn gemacht hatte, je tiefer schmerzte ihn ihr Betragen, und besonders die Überlegung, daß sie, von deren zartfühlendem Herzen und gebildetem Verstande ihr Äußeres sowohl, als alle Erzählungen der Hofleute ihm so viel gesagt hatten, so wenig fein dachte, um wie ein gewöhnliches junges Mädchen sich kindisch über die unverschuldete Häßlichkeit eines Fremden lustig zu machen.

Dieß Mahl war Oliviers Empfindlichkeit wieder zu weit gegangen, und er that Adelinden sehr Unrecht. Ihr zartes Gefühl hatte sie im ersten Augenblicke ahnden lassen, was in des Fremden Seele vorgehen müsse, und eine höchst verbindliche Anrede, die ihr schon auf den Lippen schwebte, sollte die Kränkung wieder gut machen, die ihre zu große Lebhaftigkeit ihm zugefügt hatte. Aber das konnte Oliviers Hitze nicht abwarten; er sprang auf und eilte fort, und ließ die Prinzessinn in der unangenehmen Stimmung, worein eine edle Seele das Bewußtseyn versetzt, jemanden, wenn auch unvorsetzlich, beleidigt zu haben. Sie sprach darüber mit einer ihrer Damen und klagte sich selbst an, und überlegte die Mittel, wie sie diese Übereilung wieder gut machen wollte, als eine von den Mädchen, um ihrer Gebietherinn Schuld schmeichelnd zu vermindern, jene Worte, die Oliviern so empfindlich geschmerzt hatten, sagte.

Adelinde war weit entfernt, den Verdacht zu verdienen, den Hauteville auf sie geworfen hatte. Ihre Seele war edel und groß, ihr Verstand gebildet; und wenn man ihrem Charakter einen Vorwurf machen konnte, so war es schwärmerische Überspannung des Gefühls, ein ideali-

scher Schwung der Einbildungskraft, der, verbunden mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit des Geistes, sie oft zu Unbesonnenheiten hinriß, und ihr Betragen, besonders in den Augen der Hofleute, oft wunderbar oder widersprechend erscheinen machte.

Ihre Erziehung war ganz das Werk ihrer Mutter gewesen, die, selbst sehr gebildet, in der sorgfältigsten Ausbildung ihrer Tochter ihr einziges Glück fand; aber auch die schwärmerische Erhöhung von Adelindens Gefühl, jener zarten Empfindungen, jene großen Forderungen an die Menschen, die am Hofe so gar nicht an ihrem Platze waren, waren das Werk ihrer Mutter. Mathilde, so hieß die verstorbene Königinn, war eine D**sche Prinzessinn, und wider ihre Neigung an den Kronprinzen von S** verheirathet worden, um einen Friedensschluß zu besiegeln. Sie hatte geliebt. Siegebert, ein verwandter Prinz ihres Hauses, der alle Kriege ihres Vaters glorreich geführt, und sein Vaterland mehr als Ein Mahl vom Untergange gerettet hatte, war der edle, allgemein bewunderte Gegenstand ihrer stolzen Liebe. Auch Siegebert liebte sie mit heißer Leidenschaft wieder. Ihr Vater wußte um diese Neigung und billig-

te sie, als auf einmahl die Politik das Band zweyer edlen Herzen zerriß, und Mathilde und Siegebert allen ihren Hoffnungen und Aussichten entsagen mußten. Eine tödtliche Krankheit brachte Mathilden an den Rand des Grabes. Als sie mühsam davon genesen war, schien sie wie zu einem andern Leben auferstanden. Alle ihre Wünsche, Hoffnungen, Freuden und Jugendgefühle waren jenseits zurück geblieben; sie lebte nur, um ihre Pflichten mit der strengsten Genauigkeit zu erfüllen, und ihren bestimmten Gemahl, dessen edles Herz ihre ganze Achtung verdiente, so glücklich zu machen, als ihr freudenloses Gemüth es vermochte, und ihm die Unmöglichkeit, die sie fühlte, seine warme Liebe zu erwiedern, so sehr sie konnte, zu verbergen. So führte sie achtzehn lange Jahre mit ihm ein Leben, das nur durch ihre Kinder und das Bewußtseyn ihrer heldenmüthigen Aufopferung einigen Reitz für sie hatte. Siegebert lebte immer in ihrem Herzen; sein Andenken verschwand auch nach seinem Tode nicht, den er bald nach Mathildens Vermählung verzweiflungsvoll in einer Schlacht gesucht und gefunden hatte. So bald ihre Tochter fähig war, sie zu verstehen, vertraute sie in einer feyerlichen Stunde das Ge-

heimniß ihres Kummers der empfänglichen Seele des zärtlichen Mädchens an. Adelinde lernte die Stärke der reinen Liebe, die Heiligkeit der Treue durch ihre Leiden kennen, sie lernte mit heldenmüthiger Selbstverläugnung sich für andere opfern, und diese den Werth des Opfers nicht wissen lassen; ihr Gemüth erhielt durch den stäten vertraulichen Umgang mit ihrer Mutter einen feyerlichen Schwung, und ihre Begriffe von Pflicht, Tugend und Liebe spannten sich zu einer schwärmerischen Höhe. Als sie ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, wurde ihre Mutter gefährlich krank, und die Ärzte gaben alle Hoffnung auf, ein Leben zu retten, an dem verschlossener Gram seit langen Jahren genagt hatte. Die Königinn fühlte ihr nahes Ende; sie sah ihm mit freudiger Hoffnung entgegen, rief Adelinden zu sich, und ließ sich von ihr aus einem verborgenen Schranke Siegeberts Bild und eine lange blonde Locke, die einzigen Überreste ihres ehemahligen Glückes, bringen. Mit heißer Zärtlichkeit drückte sie diese theuern Angedenken an ihre Lippen und sprach mit matter Stimme: „Der Tod löset alle Bande auf; und wenn mein Geist diese Hülle verlassen haben wird, dann wird es kein Verbrechen mehr seyn,

Siegeberten zu lieben. Aber du, Adelinde, schwöre mir bey diesem theuern Angedenken, dem einzigen, was mir von dem Besten aller Sterblichen übrig ist, meine letzte Bitte getreu zu erfüllen."

Adelinde legte mit strömenden Thränen die eine Hand in die kalte Hand ihrer Mutter, die andere auf Siegeberts Locke und schwor. „Nun höre mich!" fuhr Mathilde immer schwächer fort, „so bald ich todt bin, und meine Leute die kalte Hülle in ihre Sterbegewänder gehüllt haben, und du sicher bist, daß keine neugierige Hand mehr meine Leiche berühren wird, dann lege dieses Bild und diese Locke verborgen auf meine Brust, und laß mich im Tode demjenigen angehören, dem ich im Leben nicht angehören durfte." Bald darauf entschlief Mathilde in den Armen ihrer Tochter. Mit heiliger Rührung leistete diese ihr den versprochenen Dienst; aber sie konnte sich's nicht versagen, einen kleinen Theil von Siegeberts Locke zu rauben, die sie, mit den Haaren ihrer Mutter künstlich verschlungen, seitdem beständig bey sich trug. Dieses Denkmahl unglücklicher Liebe, die Gespräche ihrer Mutter, ihre Erzählungen von dem ersten Entstehen der Leidenschaft in ihrem und Siegeberts

Herzen, die Schilderung ihrer Gefühle, kurz, alles, wovon die Königinn mit Adelinden so oft gesprochen hatte, und worauf die letzte feyerliche Scene ein heiliges Siegel drückte, vereinigte sich nun, in Adelindens Seele das Glück der Liebe mit himmlischen Farben zu entwerfen, und die Überzeugung in ihr hervor zu bringen, daß sie nur mit einem Manne, der so lieben könnte wie Siegebert, aber dann auch unaussprechlich glücklich seyn würde.

Diese Stimmung machte, daß sie sich am Hofe oft sehr unbehaglich fühlte, wo sie niemand begriff, niemand mit ihr empfand, und wo ungeliebt zu sterben oder vielleicht das Schicksal ihrer Mutter zu erfahren, ihre wahrscheinliche Bestimmung war; und nur ein Antheil von jugendlichem Frohsinne hielt ihren schwermüthigen Gefühlen das Gleichgewicht, und machte ihre Lage erträglich.

Den größten Theil dieser Züge, so weit die Hofleute Adelinden begreifen konnten, oder so weit sie davon unterrichtet waren, erfuhr Olivier nach und nach; mit jeder genauern Kenntniß ihres Charakters stieg seine Achtung gegen sie, und vermehrte sich seine Kränkung, daß sie

gerade gegen ihn ihrer Denkart hatte ungetreu werden können.

Adelinde hatte schon längst darauf gesonnen, ihre Übereilung gegen den W**schen Gesandten, von dem ihr Vater, ihr Oberstthofmeister, Graf Edmund Percy, und alle bessern Personen des Hofes mit der größten Achtung sprachen, wieder gut zu machen; aber die strenge Entfernung, in der er sich von ihr hielt, machte es ihr bey nahe unmöglich, ihn zu sehen, vielweniger ihn zu sprechen, und es vergingen Wochen, ohne daß sie nur den Laut seiner Stimme gehört, oder ihn mehr als auf eine Erscheinung erblickt hatte.

An einem schönen Frühlingsmorgen wandelte sie, wie sie oft pflegte, ohne alles lästige Gefolge, allein in den wilderen Parthien des königlichen Gartens. Der Duft von tausend Blüthen, die der leichte Hauch des Frühlings muthwillig auf ihr Gewand und ihren Weg streute, der Gesang der Nachtigallen, das junge Grün der Pflanzenwelt stimmten ihre Seele zu angenehmen Gefühlen; sie setzte sich in einer blühenden Laube nieder, und überließ sich mit offenen Sinnen den Eindrücken so vieler Naturschönheiten. Noch war sie nicht lange gesessen,

als ein Gespräch, das sie dicht hinter sich in einer anstossenden Allee vernahm, ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Eine sehr schöne männliche Stimme, die ihr aber völlig unbekannt war, sagte eben: „Sie werden mich doch nicht bereden wollen, daß es keinen Sterblichen gäbe, der fähig wäre, uneigennützig zu handeln?"

„Es kommt alles darauf an, mein Lieber," erwiederte die andere Stimme, die die Prinzessinn sogleich für Graf Percy's Stimme erkannte, „zu wissen, was Sie Eigennutz nennen. Wenn Sie darunter bloß die Liebe zum Gelde oder zu andern weltlichen Vortheilen verstehen, als da sind: Rang, Beförderung, Gunst der Großen u. s. w., so haben Sie Recht, wenn Sie behaupten, daß es Menschen gebe, die ohne Eigennutz zu handeln fähig sind; aber es gibt eine feinere Art desselben, die in den Augen der Welt, besonders junger oder besser gesinnter Menschen, oft als Großmuth erscheint, und doch im Grunde nichts anders als Eigennutz ist."

„Ich verstehe," antwortete die schöne Stimme: „Eitelkeit, Ruhmsucht sind keine bessern Beweggründe, als Eigennutz. Lassen Sie mich also Ein Wort für alle diese Bedeutungen wählen, und alle diese niedrigeren, unedleren Triebe Ei-

genliebe nennen. Ich gestehe es Ihnen gern zu, daß ich dieß dunkle, unreine Motiv, mehr als ich einst in jugendlichen Träumen dachte, in der Brust der Menschen, ja in meiner eigenen gefunden habe; aber dennoch konnten alle diese Beyspiele den schönen Glauben in mir nicht vertilgen, daß das Menschenherz in gewissen Lagen fähig sey, auch ohne Eigenliebe, ja so gar gerade gegen sie zu handeln."

„Da sind Sie sehr glücklich," sagte Percy. „Bey mir hat der Glaube längst aufgehört. Leben Sie nur einmahl so lange am Hofe als ich, tummeln Sie sich nur, wie ich, funfzig Jahre unter den Leidenschaften, Interessen, Ränken und Boßheiten der Menschen herum, und Sie werden zuletzt mit mir eingestehen, daß der Beste nur der ist, dessen Eigennutz oder Eigenliebe, wie Sie es nennen, das schönste Mäntelchen umgenommen hat, oder dessen Absichten sich am wenigsten mit denen des großen Haufens kreuzen. Negative Tugenden, lieber Graf, sind das Beste an uns armseligen Geschöpfen."

„Das ist ein sehr trostloses System," rief die angenehme Stimme. „Nein, Graf Percy, Sie machen mich nicht zum Proselyten. Wenn Scävola die Hand in's Feuer hält, und weder

Schmerz noch Verstümmelung achtet, um Porsenna einen schreckenden Begriff von der unbezwinglichen Tapferkeit seiner Mitbürger zu geben, wenn Codrus freywillig den Tod sucht, um den Spruch des Orakels für sein Vaterland günstig zu wenden: war auch da Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlungen?"

„Warum nicht?" antwortete Percy. „Die Erziehung in jenen Zeiten, besonders in Rom, war ganz darnach eingerichtet, um den jungen Leuten die Ehre eines unsterblichen Nahmens als das größte Gut vorzuspiegeln. Es ist also wohl glaublich, daß nebst dem Dienste, den sie ihrem Vaterlande leisteten, die Hoffnung, sich unsterblich zu machen, ihre Haupttriebfeder war. Es ist immer derselbe Zweck, um dessentwillen Curtius sich in den Schlund stürzte, und Herostrat den Dianentempel anzündete; nur daß jener zufälliger Weise ein rühmlicheres Mittel gewählt hat."

„Welche abscheuliche Auslegung!" rief der Fremde ziemlich hastig. „Doch ich habe unglücklicher Weise keine guten Beyspiele gewählt. Es sind nicht jene heroischen Handlungen, jene auffallenden Tugenden, bey denen das menschliche Herz sich im schönsten Lichte zeigt. Die stillen

Aufopferungen einer muthigen Seele, die heiligen Regungen älterlicher oder kindlicher Liebe, die Liebe der Gatten, das zärtliche Band der Freundschaft zwischen verwandten Geistern sind es, die die menschliche Natur in ihrer höchsten Würde verklären. Pylades verläßt sein väterliches Reich, um mit dem geliebten, unglücklichen Freunde herum zu irren, und die Qualen zu theilen, die die rächenden Götter ihm auflegen. Arria stößt sich den Dolch in die Brust, um ihren Gemahl zu überreden, daß er nicht schmerze. Epponina lebt neun volle Jahre mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in der Dunkelheit eines unterirdischen Gewölbes, theilt jedes Ungemach mit ihm, und stirbt an seiner Seite. Ist es möglich, daß Eigenliebe an solchen Handlungen Theil habe? Ist es möglich, daß man solche Empfindungen verkenne, und diesen schönsten Beweis von der himmlischen Abkunft unserer Seele mit unedlen, niedrigen Trieben verwechsele?"

Die Prinzessinn hatte mit immer steigender Theilnahme diesem Gespräche zugehört. Solche Gesinnungen, solche Gefühle, wie der Unbekannte äußerte, hatte sie lange vergebens gesucht, und nie gefunden. Er hatte ihre Begriffe

von Tugend und Liebe, ihre eigenthümlichsten Vorstellungen geschildert. Selbst das Feuer seiner Rede, die schwärmerischen Ausdrücke, deren er sich bediente, gaben seinen Behauptungen in ihrem Herzen einen höhern Reitz; und alles dieß, mit einer äußerst wohlklingenden Stimme und zierlichen Sprache vorgetragen, ließ ihre lebhafte Einbildungskraft, die bereits große Flüge machte, einen höchst liebenswürdigen Menschen erwarten. Sie konnte der Neugier nicht widerstehen, den angenehmen Redner zu kennen, stand auf und bog in die Allee ein, wo Percy mit dem Fremden seyn mußte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als bey ihrem Anblicke Percy und der W**sche Gesandte von ihren Sitzen aufsprangen, die Prinzessinn ehrfurchtsvoll grüßten, und der letzte sich mit einer tiefen Verbeugung schnell in eine Seitenallee verlor. Sie war verwirrt und verlegen, und wußte nicht gleich, wie sie das Gespräch anknüpfen sollte, so unangenehm hatte Hauteville's spröde Entfernung auf sie gewirkt. Endlich faßte sie sich und sagte: „War sonst niemand bey Ihnen, Graf Percy?"

„Niemand, Eure Hoheit!"

„War es also der W**sche Gesandte, mit dem Sie das Gespräch führten, das ich zum Theile gehört habe?"

„Ja, gnädigste Prinzessinn! haben Sie seine Behauptungen angehört? Nicht wahr, es ist ein edler Jüngling, voll Feuer für die Tugend und das Gute? aber ein wenig zu hitzig, zu schwärmerisch. Doch in Eurer Hoheit Augen wird das kein Fehler seyn. Ich weiß, daß ich von Ihnen, gnädigste Prinzessinn, schon oft eben solche Vorwürfe hören mußte, wie Graf Hauteville mir machte."

„Aber warum entfernte er sich so schnell? denkt er etwa, ein Weib wäre nicht im Stande, ein solches Gespräch zu verstehen und fortzusetzen?"

„Das gewiß nicht. Er hat die höchste Achtung für Eure Hoheit, er spricht mit Bewunderung von Ihnen."

„Und läuft davon, wenn ich komme? Sagen Sie, was Sie wollen, zum Besten Ihres Hauteville, er mag ein verständiger, ein äußerst gebildeter Mensch seyn; aber er ist sehr rachsüchtig. Das habe ich jetzt gesehen. Ich weiß, daß ich ein kleines Unrecht gegen ihn habe; aber ein edler Mann sollte die Übereilung eines Wei-

bes, die sie längst gut zu machen Willens war, nicht mit so tiefen Zügen in sein Gedächtniß schreiben, daß er darüber beynahe vergißt, was er der Artigkeit gegen mein Geschlecht schuldig ist."

Graf Edmund wußte nicht, wovon die Rede war. Adelinde erzählte den kleinen Vorfall, und rügte nicht ohne bittere Heftigkeit die kalte Geringschätzung, die ihr der Gesandte seit dem bezeigte. Graf Edmund nahm sich seines jungen Freundes an, und vertheidigte ihn mit vieler Wärme, indem er der Prinzessinn, so viel er wußte, von Oliviers Charakter und Geschichte erzählte, und ihr seine reitzbare Empfindlichkeit, seine mißtrauische Bescheidenheit aus dem zu lebhaften Bewußtseyn seiner Häßlichkeit und der übertriebenen Furcht, dadurch lächerlich zu werden, erklärte.

Unter diesen Gesprächen waren sie in's Schloß zurück gekommen. Graf Percy nahm von der Prinzessinn Abschied, und sie begab sich in ihr Zimmer, wo sie noch lange den widersprechenden Gedanken und Gefühlen nachhing, die Oliviers Gesinnungen, seine Gestalt und sein Stolz in ihrer Seele erregt hatten.

Auch Olivier vermochte nicht so bald den Eindruck, den die plötzliche Erscheinung der schönen Adelinde auf ihn gemacht hatte, zu vergessen. Ihre Reitze, ihre Ähnlichkeit mit Claren, und das, was er von ihrem trefflichen Charakter wußte, hatten längst seine Aufmerksamkeit auf sie geheftet. Sie war seinem Herzen nicht mehr so gleichgültig, als er selbst dachte, und nur die Furcht, ihr zu mißfallen, hielt ihn beständig von ihr entfernt. Heute würde er die Gelegenheit, sich ihr zu nähern, begierig ergriffen haben, wenn er nicht Adelindens Erstaunen ganz falsch gedeutet, und für Widerwillen gegen ihn gehalten hätte, was nur Verwunderung war. Seine Empfindlichkeit war gereitzt. Er entfernte sich; aber er war kaum einige Schritte gegangen, als es ihm einfiel, daß seine plötzliche Entfernung wohl übereilt und unhöflich gewesen seyn möchte. Er fürchtete jetzt, den Unwillen der Prinzessinn mit Recht auf sich gezogen zu haben, er sann auf Mittel, seinen Fehler wieder gut zu machen; und so verging die Zeit bis zur Mittagstafel, an der er heute mit dem Könige und seiner ganzen Familie speisen sollte. Er fürchtete und freute sich auf die Möglichkeit, daß auch Adelinde, wie sie zuweilen pfleg-

te, dabey erscheinen würde, und trat nicht ohne Verlegenheit in den Speisesaal, wo bereits viele Große versammelt waren.

Kaum war er eingetreten, so eilte Graf Percy auf ihn zu, zog ihn in ein Fenster, und fing mit seiner gewohnten gutmüthigen Heftigkeit an: „Aber sagen Sie mir nur, Graf Hauteville, was ist Ihnen denn heute Morgens eingefallen, die Prinzessinn und mich auf einmahl mitten im Reden stehen zu lassen und davon zu laufen?"

Olivier war betroffen; er wollte etwas vorbringen, das einer Entschuldigung glich. „Das ist alles nichts!" rief Percy, „damit langen Sie nicht aus. — Wenn Sie so dringende Geschäfte hatten, warum fielen sie Ihnen denn nicht während unsers Gespräches ein? warum denn gerade in dem Augenblicke, als die Prinzessinn kam? Wissen Sie wohl, daß sie es bemerkt und sehr übel aufgenommen hat?"

„Mein Gott!" rief Olivier, „ich bin doch sehr unglücklich, der Prinzessinn immer widrige Empfindungen zu verursachen, ich mag kommen oder gehen! Das können Sie mir glauben, Graf Percy, daß bloß die Furcht, ihr wieder mißfallen zu haben, mich bewog, sie so bald als möglich von meinem Anblicke zu befreyen."

„Was das für Ausdrücke ſind! Von Ihrem Anblicke befreyen! Wie kann man ſo falſch, ſo milzſüchtig auslegen? Woher haben Sie die Vorſtellung, daß die Prinzeſſinn Sie haßt oder ſcheuet?"

„Das gehört nicht hierher; es würde uns zu weit führen. Genug, Graf Percy, ich glaube ſehr deutliche Beweiſe zu haben, daß mein Äußeres der Fürſtinn ſehr unangenehm iſt; und ihr heutiges Erſtaunen, als ſie mich bey Ihnen fand, da ſie vielleicht jemand anderen erwartet hatte, war wohl nicht von der Art, meinen Glauben zu entkräften."

„Und ich ſage Ihnen, daß Sie ſich dennoch geirrt haben. Ich weiß aus dem Munde der Prinzeſſinn, woher das Mißverſtändniß rührt, das Sie immer meilenweit von ihr entfernet."

Sie wiſſen es, Graf Percy?" fiel ihm Olivier haſtig in's Wort. „O, ich bitte, was hat ſie Ihnen geſagt?"

„Als Sie heute Morgens bey ihrem Anblicke ſo ſchnell davon liefen, hat ſie es mir erzählt. Sie hat ſich bitter über ihren Stolz beſchwert, ſie hat ſich mit der edelſten Aufrichtigkeit eines kleinen Vergehens gegen Sie angeklagt, daß ſie nähmlich im erſten Augenblicke, wo ſie

Sie sah, ihre unwillkürliche Befremdung nicht verbarg. Sie war damahls sogleich Willens, diesen Fehler durch die freundschaftlichste Anrede zu vergüten; aber das ließ Sie Ihr Brausekopf nicht erwarten."

„Und sonst hat sie Ihnen nichts von dieser ersten Audienz erzählt?" fiel Olivier ein.

„Nichts. Was soll denn noch vorgefallen seyn?"

Olivier erzählte nun die Geschichte, und die Worte, die nach seiner Vorstellung Adelinde gesprochen haben sollte.

„Verzeihen Sie, Herr Graf!" fiel Percy ein, „das sieht meiner guten Prinzessinn nicht ähnlich. Ich habe sie seit ihrer zartesten Jugend unter meiner Aufsicht gehabt; ihre Bildung ist — lassen Sie einem alten Manne immer den Stolz, — zum Theil mein Werk, ich kenne sie genau, und kann Sie versichern, daß — Ihr Wort in Ehren, Herr Graf! — mir die ganze Sache sehr unglaublich vorkommt. Wissen Sie gewiß, daß es die Prinzessinn war, die sprach? Haben Sie ihre Stimme erkannt?"

Olivier mußte diese Frage mit Nein beantworten, er mußte endlich dem Oberstthofmeister zugeben, daß es nicht allein möglich und wahr-

ſcheinlich, ja, daß es nach der Denkart der Prinzeſſinn überzeugend gewiß war, daß er ſich geirrt, und eine von den Damen des Gefolges jene Worte, die ihn ſo ſehr ſchmerzten, geſprochen, vielleicht eben in dem Augenblicke, als die Prinzeſſinn ſich zu ihr gewendet hatte. — Beſchämt — aber innerlich erfreut, geſtand er ſein Unrecht ein, und bath Graf Percy nur, bey einer ſchicklichen Gelegenheit die Prinzeſſinn von ſeinem unglücklichen Mißverſtändniſſe zu unterrichten und ſie zu bitten, daß ſie ihm verzeihen möge. Das verſprach Graf Edmund gern; ja er verhieß ſeinem jungen Freunde, ihn bey der Tafel ſogleich der Prinzeſſinn vorzuſtellen.

So endigte ſich das Geſpräch, das einen hellen Funken in Oliviers Seele warf. Er erwartete mit heißer Ungeduld die Ankunft des Hofes und der Fürſtinn. Die Thüren öffneten ſich; aber es traten nur unbedeutende Geſtalten ein. Endlich verkündigte ein leiſes Fliſtern unter den anweſenden Höflingen und eine darauf folgende Stille die Ankunft des Königs. Die Flügelthüren flogen auf; Oliviers Herz fing an zu pochen, und der König trat mit den Prinzen in den Saal. Adelinde erſchien dieß Mahl nicht. „Schade,“ fliſterte Edmund ſeinem Freunde zu,

„daß wir sie heute nicht zu sehen bekommen. Indessen ist nichts verloren; bey der nächsten Gelegenheit stelle ich Sie ihr vor.“ Graf Percy mischte sich nun bald in das allgemeine Gespräch, und dachte nicht weiter an den ganzen Vorfall; aber in Oliviers empfänglicher Seele vermehrte die getäuschte Erwartung das Verlangen, die Prinzessinn wieder zu sehen, und er beschäftigte sich die ganze Zeit über mit den Vorstellungen, die Edmunds Reden in ihm erregt hatten. Auch nach der Tafel, als er in seinen Pallast zurück gekehrt war, verließen ihn diese Gedanken nicht, und seine Phantasie schuf sich reitzende Bilder von dem Glücke, das er in dem vertrauteren Umgange mit der Fürstinn zu finden hoffte. Ein leichter Schlummer umfing ihn am Abend auf seinem Lager, und im Traume setzten sich verworrener und dunkler die Bilder des Tages fort. Er sah sich auf dem Schauplatze seiner Jugend, in seine heimischen Gebirgsgegenden versetzt. Da wandelte er mit der Prinzessinn, die ganz wie Clara aussah, und doch nicht Clara war, in einem lieblichen Thale, das seine fröhliche Phantasie mit den schönsten Farben mahlte, und sprach freundschaftlich mit ihr und Edmund. Bald sah er sie wieder in den Zimmern des königlichen

Pallastes, bald von einem Truppe Räuber, wie einst Claren, umringt; er hörte ihr ängstliches Geschrey, und war so glücklich, sie zu retten. Aber mitten in diesen lachenden Bildern befand er sich auf einmahl mit Claren in der verhaßten Laube; seine Liebe zu ihr war wieder eben so heftig als damahls, da sie noch Mädchen war: er warf sich ihr zu Füßen, und war im Begriff, ihr seine Liebe zu gestehen. Clara brach in ein spöttisches Gelächter aus; die Prinzessinn, die dicht hinter ihm stand, sagte: „Aber wie kann man auch gar so häßlich seyn!" Die Hofdamen lachten, ein kalter Schauer überlief Oliviern; er erwachte mit klopfendem Herzen. Die Bilder des Traumes standen noch lebhaft vor ihm. — Gewohnt, sein Inneres strenge zu prüfen, that er es auch dieß Mahl, und fand mit einer Art von Schrecken, daß die Prinzessinn ihm keineswegs so gleichgültig sey, als es bey dem Abstande ihrer Verhältnisse und der Unmöglichkeit, sie zu besitzen, für seine Ruhe zuträglich war. Fest entschlossen, diesen aufglimmenden Funken zu ersticken, nahm er sich vor, jeder Gelegenheit auszuweichen, die die keimende Empfindung nähren könnte, und in Adelindens Gegenwart

so unbefangen und gleichgültig zu scheinen, als es ihm nur immer möglich wäre.

Wenige Tage nach diesem Vorfalle wurde er der Prinzessinn vorgestellt. Sie empfing ihn mit vieler Achtung, und er fühlte bald, daß weder Edmund noch seine eigene Phantasie ihm zu viel von ihren Vortrefflichkeiten gesagt hatten. Aber er blieb seinem Vorsatze getreu; und die Prinzessinn erkannte bey nahe den leidenschaftlichen tieffühlenden Redner, den sie im Garten belauscht hatte, in diesem kalten, ruhigen Hofmanne nicht mehr. Bey ihren Damen gewann er eben dadurch sehr viel; sie fanden ihn voll Verstand, voll Artigkeit, voll Witz, und konnten nicht begreifen, wie man so häßlich und doch so angenehm seyn könnte.

Von nun an sah Hauteville die Prinzessinn sehr oft. Sein Umgang gewährte ihr viel Vergnügen, aber bey weiten nicht das, was sie sich davon versprochen hatte; denn er vermied jedes Gespräch, das ihn auf irgend eine Art zu lebhafteren Äußerungen; und zur Enthüllung seiner wahren Gefühle verleiten konnte. Besonders wich er auffallend jeder Unterredung über Freundschaft, Liebe und ähnliche Gegenstände

aus, und lenkte das Gespräch immer auf allgemeinere, ruhigere hin. Vergebens versuchte es die Prinzessinn, ihn dabey fest zu halten; sein gewandter Geist entschlüpfte ihren Schlingen, oder er streifte nur mit einem leichten Scherz über diese Dinge hin, die ihr doch so theuer waren, und wovon sie so gern mit ihm gesprochen hätte. Sie konnte die Ursache dieses Betragens nicht errathen. Sie ahndete nicht, wie viel ihn dieser Zwang kostete. In dem beständigen Umgange mit ihr, bey so vielen Ereignissen, die ihm ihre schöne Seele unverhüllt sehen ließen, durch so manche Verhältnisse in den Zauberkreis, der sie umgab, gebannt und darin fest gehalten, sog er mit langsamen Zügen das süße Gift ein, und sah, Trotz aller Gegenkämpfe, eine Leidenschaft von Tage zu Tage wachsen, von welcher niemand auf der Welt, aber am wenigsten die, welche sie erregt hatte, etwas vermuthen durfte. Sein Betragen bekam in Adelindens Augen etwas Räthselhaftes; aber diese Räthselhaftigkeit beschäftigte sie, und so spannen sich auch in ihrem Herzen einige schwache, unmerkliche Fäden von Interesse an, die aber noch kaum ein Anfang von Freundschaft zu

nennen waren, und die sie selbst seiner Gestalt wegen nicht bemerkt haben würde.

Oliviers reitzende Gefahr dauerte eine Zeit lang fort, und das Schicksal schien ihn durch allerley zufällige Ereignisse immer fester in seine Ketten zu verwickeln. Graf Percy wurde von dem Könige in einer wichtigen Angelegenheit an einen fremden Hof abgesendet. Er war der tägliche Gesellschafter des Königs und der Prinzessinn gewesen; und beyde vermißten den alten treuen Freund recht sehr. Um diese Lücke auszufüllen, verfiel der König darauf, Hautevillen, den er, obgleich er ein Fremdling war, außerordentlich schätzte, in den kleinen Zirkel zu ziehen, der fast jeden Abend in seinen oder Adelindens Zimmern sich zu versammeln pflegte, und bald ersetzte er ihnen den abwesenden Percy vollkommen. Mit jedem Tage enthüllte sich sein treffliches Herz und sein gebildeter Verstand auf einer neuen liebenswürdigen Seite. Seine Kenntnisse in den meisten Wissenschaften, seine Bekanntschaft mit den Verhältnissen der übrigen Höfe, und seine Erfahrungen machten ihn dem Könige immer werther; seine Bescheidenheit, sein feines Gefühl gewannen ihm die Achtung und Zunei-

gung der Prinzessinn, und ihre Damen verziehen ihm seines Anstandes und seiner schönen Sprache willen vollkommen, daß er so häßlich war. Bald wurde darauf gar nicht mehr geachtet, und Hauteville war der Gegenstand mancher geheimen Entwürfe. Es gehörte zum Tone, von ihm unterschieden zu werden; man gab sich daher alle Mühe, seine Aufmerksamkeit zu erregen, und hätte sich gar zu gern vor dem ganzen Hofe der Huldigungen des artigsten und gebildetsten Mannes rühmen mögen. Alle diese Plane scheiterten nun freylich an Oliviers Herzen, das ein ganz anderes Bild erfüllte; aber er war gewiß immer der letzte, der etwas davon bemerkte, weil er selbst zu sehr mit seinem eigenen Herzen, mit der strengsten Beobachtung desselben und mit dem Kampfe gegen seine immer wachsende Liebe beschäftiget war.

Um diese Zeit erschien am Hofe von S** ein glänzendes Meteor, das Aller Augen auf sich zog. Prinz Friedrich von D**, ein Verwandter der verstorbenen Königinn und Neffe des unglücklichen Prinzen Siegebert, kam, theils in Familien-Angelegenheiten, theils um die Welt zu sehen, auf einige Monathe nach S**. Schon ehe er eintraf, verkündigte ihn

der Ruf als einen der schönsten Männer und zugleich einen der bravsten Officier seiner Zeit; und Adelinde freute sich vorzüglich, in ihm nicht nur einen Verwandten ihres Hauses, sondern auch einen so nahen Angehörigen des stets betrauerten Helden kennen zu lernen, dessen Bild ihr aus den Erzählungen ihrer Mutter als das Ideal männlicher Vollkommenheit vorschwebte.

Er kam an, und wurde der königlichen Familie vorgestellt, die ihn mit Achtung und Herzlichkeit aufnahm. Adelinde mußte sich's gestehen, daß sie nie einen schönern Mann gesehen habe. Sein stolzer Wuchs übertraf die gewöhnliche Länge; und dennoch schien er in seiner Gewandtheit und Kraft nichts weniger als zu groß. Sein blaues Auge strahlte von Lebenslust und Muth, das schönste blonde Haar kräuselte sich auf der frey gewölbten Stirn, und mehr als alles dieß, zog ein geheimer Zug, den niemand als sie zu deuten wußte, ihr ganzes Wesen zu ihm. Er glich vollkommen dem Bildnisse seines ihr so theuern Oheims, seine Züge waren Siegeberts Züge; und so war es ihr wohl zu verzeihen, wenn sie in angenehmer Täuschung auch Siegeberts Gemüth in dem seines Neffen zu finden hoffte.

Von diesem Augenblicke an war ihr der Prinz nicht mehr fremd; er erschien ihr wie ein alter Bekannter, und mehr als Ein Faden zarter Theilnahme und Achtung war zwischen ihnen angeknüpft. Prinz Friedrich hatte von seiner Mutter, der Schwester des betrauerten Helden, alle Umstände seines Verhältnisses mit der verstorbenen Königinn, Adelindens Mutter, erfahren; ja er wußte manches, was selbst Adelinden unbekannt war. Dieß Mitwissen um ihr theuerstes Geheimniß gab dem Prinzen in ihren Augen einen höhern Werth, ihren Unterhaltungen mit ihm einen besondern Reitz; und bald schien es Vielen am Hofe, als zöge noch ein lebhafteres Interesse die Prinzessinn an den schönen Verwandten, und diesen an sie.

In seiner Brust glimmte dieser Funke auch bald hell empor. Sein ehrgeitziger Sinn entwarf kühne Plane; und was er im gewöhnlichen Laufe der Dinge, als ein Abkömmling einer jüngern Linie, ohne Erbtheil, ohne Land, wohl nie zu hoffen hätte wagen dürfen, Adelindens Besitz, schien ihm nun ein erreichbares Gut, wenn es ihm gelingen könnte, eine Leidenschaft in ihrer Brust zu erregen, die stark genug wäre, allen den Hindernissen, die sich ihrer Ver-

bindung unfehlbar entgegen ſtellen würden, zu trotzen.

In dieſer Abſicht näherte er ſich ihr je mehr und mehr, er verſuchte es, in ihre Denkart, in ihre Anſichten der Dinge einzugehen, dem Fluge ihrer Phantaſie zu folgen, und ſich in ihre Geſinnungen einzuſtudieren; aber Adelindens richtiger Verſtand, ihr zarter Sinn zeigte ihr nur zu bald, daß das nichts als Verſuche waren. Sie lernte einſehen, daß Friedrich kein Siegebert ſey, und daß ihm ſehr viel mangle, um dem hohen Ideale der Vollkommenheit ähnlich zu ſeyn, das ihrem Blicke vorſchwebte. Sie war ihm gut, weil er wirklich manche ſchätzbare Eigenſchaften beſaß; aber während der ganze Hof ihre Freundlichkeit gegen ihn falſch auslegte, und von gegenſeitiger Leidenſchaft als von einer ausgemachten Sache ſprach, fühlte ſie oft herzliche lange Weile in ſeiner Geſellſchaft, die zu zeigen ſie bloß ihre Delicateſſe abhielt.

Hauteville's durch Eiferſucht geſchärfter Blick hatte früher als alle Übrigen ihre Freundſchaft für den gefährlichen Fremden bemerkt; und da er nichts von den nähern Umſtänden wußte, ſo ſchien es ihm bald entſchieden, daß Schönheit, mit Tapferkeit verbunden, auch ohne

weitere Vorzüge den Sieg über ein sonst treffliches weibliches Herz davon getragen habe. Das seinige war zerrissen; und er durfte durch keinen Blick, durch kein Wort seine Leidenschaft verrathen. Adelindens Betragen gegen ihn war sich immer gleich geblieben; sie begegnete ihm immerfort mit aller Achtung und mit dem edlen Zutrauen, das seit langer Zeit eine Quelle von Seligkeit und Qual für ihn gewesen war. Aber selbst darin lag für ihn eine neue Ursache zur Verzweifelung. Er glaubte eben dadurch deutlich zu erkennen, wie himmelweit verschieden ihre Empfindungen für ihn und den Prinzen wären, da sie sich zugleich so wohl in ihrem Herzen vertrugen. Selbst daß sie nur selten mit ihm von Jenem sprach, und, wenn er das Gespräch auf ihn lenkte, ruhig und gelassen von ihm redete, war, statt seinen Hoffnungen zu schmeicheln, ein Grund zum Verdachte. „Sie schämt sich ihrer neuen Liebe für einen Mann, der ihrer in so vielen Rücksichten nicht werth ist, und hat nicht das Herz, sie ihrem alten Freunde zu bekennen," dachte er, und erwartete mit Zittern den Zeitpunct, wo das Bedürfniß, einen Vertrauten zu haben, diese Zurückhaltung überwinden, und sie ihm

das entdecken würde, was sein Herz schon so lange gefoltert hatte.

Jetzt nahte, Trotz aller Verzögerungen, die Zeit des Scheidens für den Prinzen heran. Es ließ sich kein schicklicher Vorwand zum Aufschub mehr finden, besonders als ein Befehl seines Königs ankam, der ihn zurück berief; aber er entschloß sich schwer zum Abschiede, denn er hatte es, Trotz aller seiner Bemühungen, noch nicht weit genug in Adelindens Gunst gebracht, um ruhig abreisen zu können.

Adelinden war seine Abreise ziemlich gleichgültig, und sie fürchtete lange nicht so sehr, ihn zu vermissen, als vor einiger Zeit den Grafen Percy. Der König wollte den Abschied seines geschätzten Gastes durch ein Fest feyern, und veranstaltete eine glänzende Jagd auf einem seiner Lustschlösser. Der Tag verging in rauschenden Ergetzlichkeiten, und ein Maskenball schloß die lauten Freuden. Adelinde, die an allen diesen Unterhaltungen keinen Geschmack fand, pflegte an solchen Tagen entweder gar nicht zu erscheinen, oder, wenn sie dieß mußte, so wenig Antheil an diesen Vergnügungen zu nehmen, als möglich. Sie unterhielt sich dann immer mit einigen Da-

men, mit Percy, und ſpäter hin mit Hauteville, der ebenfalls die Jagd nicht liebte und nie tanzte. Heute hatte ſie um des Prinzen willen nicht wegbleiben mögen; aber ſie rechnete darauf, während die andern jagten oder tanzten, in Hauteville's Geſellſchaft Erſatz für den unangenehmen Tag zu finden. Ihre Erwartung wurde getäuſcht. Hauteville vermied mit einer unbedeutenden Entſchuldigung das ganze Feſt, und erſchien nicht in der Suite. Adelinde wurde unmuthig, beſonders weil ſie wußte, daß Hauteville, der ihren Geſchmack kannte, ſonſt nie verſäumt hatte, ſie ſeit Edmunds Abweſenheit an ſolchen Tagen zu begleiten, und ſeine Entſchuldigung ſo ſehr einer bloßen Ausflucht glich. Der Tag verging ihr unerträglich langſam, und Abends ſah ſie ſich aus Mangel beſſerer Unterhaltung gezwungen, ihre Zuflucht zum Tanzen zu nehmen. Prinz Friedrich, der ſehr gut tanzte, war faſt immer ihr Tänzer, und der Trübſinn, der ſeiner nahen Abreiſe willen ſo ſichtbar auf ſeinem Geſichte lag, milderte ſein ſonſt zu raſches, zuverſichtliches Betragen, und machte ihn Adelinden angenehmer. Unvermerkt wirkten das rauſchende Vergnügen, die fröhliche Geſellſchaft, die laute Muſik auch auf ſie; ſie überließ ſich

dem Eindrucke, der Strom riß ſie bald mit fort, ſie tanzte viel und mit mehr Vergnügen als ſonſt, und der Prinz ſchwamm in Entzücken über Adelindens Güte und Munterkeit, die ſeine Eitelkeit ihm ganz verkehrt auslegen half. Schon war Mitternacht vorüber, und Adelinde ging nach einem ermüdenden Tanze ſehr erhitzt mit ihm den Saal hinauf, um ſich in einem daran ſtoßenden Zimmer abzukühlen. Hier brachte er das Geſpräch auf ſeine Abreiſe. Er ſprach von dem Schmerz, mit dem er den Hof, wo man ihm ſo gütig begegnet hatte, verließe, er erwähnte ihrer Güte gegen ihn, er bediente ſich mancher Ausdrücke, die Adelinde in einer andern Stimmung nicht ohne Rüge angehört haben würde, er ſagte, wie öde ſeine übrigen Tage ſeyn, wie er ewig an die ſeligſte Zeit ſeines Lebens denken werde, und daß es ſein einziger, heißeſter Wunſch ſey, ein kleines Andenken dieſer Stunde mit ſich nehmen zu können; er wagte es endlich, Adelinden zu bitten, daß ſie ihm eine Kleinigkeit, eine Schleife, eine Blume, eine Locke, was es immer ſey, ſchenken ſollte. Dieſe Bitte machte Adelinden ſtutzen; aber der Prinz drang ſo ſchön, ſo feurig in ſie, er wußte ſo geſchickt Siegeberts Anden-

ken in ihr zu regen, ihre von Geräusch und Tanz bewegte Seele durch seinen Kummer so sehr zu rühren, daß sie endlich nach einigem Bedenken ein kleines Ringelchen mit Perlen von ihrem Finger zog und ihm gab. Der Prinz war außer sich vor Freude, und er würde im unüberlegten Taumel seines Herzens vielleicht mehr gesagt haben, als sein Plan erlaubte, wenn nicht die neu beginnende Musik Adelinden in den Saal gezogen, und das gefährliche Gespräch abgebrochen hätte. So bald sie Muße hatte, über die vergangene Scene und des Prinzen Betragen nachzudenken, mißbilligte sie die Schwäche, mit der sie eingewilligt hatte, besonders, da der Prinz, seit dem er den Ring besaß, ein gewisses triumphirendes Wesen angenommen hatte, wodurch sich Adelindens Zartgefühl beleidigt fand. Indessen war jetzt nichts mehr zu thun. Zwar nahm sie sich vor, ihn fühlen zu lassen, daß er den Ring nur seinem Oheim, und nicht sich selbst zu danken hätte; aber der Prinz hätte eben so zart fühlen müssen als sie, um ihr Betragen zu verstehen. Er nahm für Ziererey, was beleidigte Delicatesse war, und fuhr fort, sich seines Sieges zu freuen.

Die Prinzessinn verließ den Ball bald darnach, und begab sich in ihr Zimmer, wo Unzufriedenheit mit sich selbst, Ärger über Hauteville, dessen Wegbleiben sie eigentlich die Schuld an allem Folgenden beymaß, Verdruß über den Prinzen und Furcht vor den Folgen ihres unbesonnenen Schrittes sie auf die unangenehmste Art beschäftigten.

Die zwey folgenden Tage sah sie den Prinzen nicht, weil sie geflissentlich seine Gegenwart, die ihr nach dem Balle drückend war, vermied. Er aber, trunken von unbesonnener Freude und kühnen Hoffnungen, erschien überall, wo er die Prinzessinn zu sehen erwarten konnte, und war verliebt oder eitel genug, den Perlenring am Finger zu tragen. Eine von Adelindens Damen sah und erkannte das Geschmeide ihrer Gebietherinn, und dachte sogleich weit mehr hinzu, als wirklich an der Sache war; indessen wartete sie, um sich völlig zu überzeugen, bis auf den Abend, wo die Reihe, die Fürstinn zu entkleiden, eben sie traf. Sie nahm ihr das Geschmeide ab, um es in die bestimmten Kapseln zu legen; und als sie nun wirklich die gewohnte Stelle des Perlenringes leer fand, sagte sie: „Eure Hoheit! hier

fehlt der Perlenring — aber er ist wohl in guten Händen," setzte sie bedeutend hinzu.

Die Prinzessinn erröthete unwillkürlich; doch sie faßte sich und sagte strenge: „Warum glaubst du das? Was weißt du von meinem Ringe?"

Das Mädchen erschrak über die Art, wie ihre Gebietherinn ihre Frage aufnahm, und antwortete verlegen: „Nichts, gar nichts. Ich wollte nur bemerken, daß der Ring fehle, und weil er doch sehr kostbar ist, und vielleicht ein Verdacht—"

„Ausflüchte!" erwiederte Adelinde noch strenger. „Du weißt, wo der Ring ist, du hast ihn gesehen; den Augenblick gestehe, wo und bey wem?"

„Eure Hoheit nehmen die Sache gar zu ernsthaft; ich dachte nicht, Ihr Mißfallen zu erregen. Ich habe den Ring an einem Orte gesehen, wohin er wohl nicht ohne wichtige Ursache gekommen seyn kann, und wo ihn jedermann sehen konnte," antwortete die Dame etwas boßhaft, weil Adelindens Strenge sie verdroß.

„Jedermann kann ihn sehen?" fuhr Adelinde auf, indem beleidigter Stolz und Zorn ihr Gesicht mit Gluth übergoß. „Das wäre doch zu viel!" setzte sie hinzu.

„Es kann seyn, daß mich meine Augen getäuscht haben. Ein Ring kann dem andern gleichen, und derselbe Künstler könnte wohl zwey ähnliche verfertigt haben."

„Nein, nein!" rief die Prinzessinn, „es war mein Ring, gewiß, er war es. An wem hast du ihn gesehen?"

„Prinz Friedrich hatte ihn bey der Cour am Finger; aber ich weiß nicht —"

„Prinz Friedrich!" rief Adelinde sehr heftig. Aber in dem Augenblicke besann sie sich, verbarg den Unwillen, der mächtig in ihr auflohderte, vor der ungelegenen Zeuginn, sagte ziemlich gleichgültig: „Das ist sonderbar!" und schwieg, und jedes fernere Gespräch war geendet.

Die Dame wurde über diese plötzliche Gleichgültigkeit und Kälte ganz irre, und wußte nicht, was sie von dem Zusammenhange der Sache denken sollte. Sie schwieg auch, und wagte keine Frage mehr. Adelinde schickte sie bald fort, und versank nun in einem Meere von quälenden Gedanken, Vorwürfen und widrigen Empfindungen über ihre Unbesonnenheit, des Prinzen unfeines Betragen und die Folgen, die diese Geschichte für sie haben konnte. Sie mußte den

Ring wieder haben! das blieb zuletzt der herrschende Gedanke. Aber wie und durch wen ihn erhalten? Jetzt arbeitete ihr Geist auf's neue an Planen und Entwürfen, wie sie dem Prinzen den Ring wieder entreissen wollte. Bald nahm sie sich vor, ihn selbst zurück zu fordern; aber sein Anblick war ihr zu beschämend. Bald wollte sie eine ihrer Damen schicken; aber dann hätte sie sich dieser ganz entdecken müssen, und das war, so wie sie diese Mädchen kannte, unmöglich. „Ach, wenn jetzt Edmund hier wäre!" dachte sie endlich. „Er wäre derjenige, dem ich alles entdecken, dem ich die Rettung meiner Ehre vertrauen und danken möchte. Und ist nicht Hauteville hier? Hauteville, der alle Eigenschaften, die ich an Percy schätze, mit jugendlichem Feuer und dem feinsten Gefühle verbindet? Ja!" rief sie aus, „Hauteville soll mein Retter werden, ihm kann ich mein ganzes Herz entdecken; ich bin sicher, von ihm nicht mißverstanden zu werden, und die Welt wird auch nichts Arges denken, wenn ich den häßlichsten Mann am Hofe zu meinem Vertrauten mache." Nun fing ihr Herz an, sich wieder zu beruhigen. Am andern Morgen schickte sie sogleich zu Hauteville, ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen, weil sie ihm et-

was Nothwendiges zu sagen hätte, und erwartete ihn mit froher Ungeduld.

Er hatte ebenfalls am vorigen Tage den Ring an Prinz Friedrichs Hand gesehen und sogleich erkannt. Wie hätte er ein Geschmeide nicht erkennen sollen, das Adelinde getragen, das er so oft ihren Finger umgeben sah! Nun war sein Unglück entschieden; und er konnte nicht mehr zweifeln, daß Adelinde und der Prinz sich liebten, und daß dieser vielleicht einst ihre Hand erhalten würde. In diesem Gedanken lag eine Hölle für ihn. Aber noch mehr als die Qualen der Eifersucht schmerzte ihn die Überzeugung, an der, wie er sich vor dem Richterstuhle des Gewissens das Zeugniß geben konnte, keine unedle Empfindung Theil hatte, die Überzeugung, daß Prinz Friedrich, ungeachtet mancher schätzbaren Eigenschaften, Adelindens nicht würdig sey, daß nur ihr Auge sie verblendet habe, daß diese Verblendung einst verschwinden, und der Erkenntniß ihres Unglücks Platz machen würde. Er brachte die Nacht damit zu, auf Mittel zu sinnen, wie er sie warnen und auf die Gefahr aufmerksam machen wollte, der sie so unbesorgt entgegen ging. Nach manchen entworfenen und wieder verworfenen Planen entschloß er sich, ihr

mit dem Tone der kälteſten Überlegung und bloßen Freundſchaft eine getreue Schilderung von des Prinzen Charakter und dem Schickſale, das ſie an ſeiner Seite zu erwarten haben würde, zu machen. Er ſchrieb, las, zerriß und ſchrieb wieder; aber er erkannte bald, daß er in ſeiner jetzigen Stimmung keinen Brief, der ſeiner Abſicht entſprechen könnte, zu Stande bringen würde. Alles, was er geſchrieben hatte, zeugte von einem zerriſſenen, verzweiflungsvollen Herzen, und athmete ſtatt kalter Vernunft die glühendſte Leidenſchaft. So fand ihn noch der Morgen, und bald darauf die Bothſchaft der Prinzeſſinn. Nun verſchwand der letzte Strahl von Hoffnung. Was konnte ihm die Fürſtinn anders zu ſagen haben, als das Geſtändniß ihrer Liebe für den Prinzen, und den Wunſch, daß er in Percy's Abweſenheit der Vertraute ihrer Leidenſchaft und vielleicht der Vermittler zwiſchen ihr und ihrem Vater ſeyn ſollte. Er war nicht vermögend, in der Stimmung, worein ihn dieſe Gedanken verſetzten, ſogleich zu ihr zu gehen; er mußte ſich erſt lange vorbereiten und gehörig ſammeln. Endlich gewann er ſo viel über ſich ſelbſt, daß er eine leidliche Faſſung erkünſteln und ſich vornehmen konnte, ſein Todesurtheil

ohne ſichtbare Unruhe zu hören. Er ging zur Fürſtinn. Sie empfing ihn mit ihrer gewohnten Offenheit und Güte; ſie warf ihm in freundſchaftlichem Tone ſein Wegbleiben von dem Feſte vor, ſie beklagte ſich darüber als über einen Mangel an Aufmerkſamkeit für ſie, und ſein Herz litt unbeſchreiblich bey dieſen Äußerungen der Freundſchaft und des Wohlwollens. „Wären Sie dabey geweſen," ſagte ſie, „Graf Hauteville, ſo hätte Ihre Gegenwart, Ihre Geſellſchaft mir eine große Unbeſonnenheit, aus der ſehr verdrießliche Dinge für mich entſtanden ſind, erſpart. Setzen Sie ſich, Graf! ich habe Ihnen eine lange Geſchichte zu erzählen, wobey ich Ihrer ganzen Verſchwiegenheit und Nachſicht bedarf; aber ich weiß, Sie ſind nicht fähig, mich zu verkennen oder meine Empfindungen falſch zu deuten, und darum ſollen Sie Alles wiſſen." Sie fing nun mit der Geſchichte ihrer Mutter an, und Olivier fühlte mit neuem Schmerz die Größe ſeines Unglücks, als ihr ſchönes Herz ſeine heiligſten Gefühle, ſeine zarteſten Regungen vor ihm enthüllte. Als ſie endlich auf den Prinzen kam, loderte das Feuer der Eiferſucht in ſeiner Bruſt auf, und er hörte mit klopfendem Herzen und der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu; denn

er fürchtete bey jedem Absatze ihrer Rede das fürchterliche Geständniß zu hören. Aber das Geständniß kam nicht, und vielmehr schien bey jedem Fortrücken der Erzählung ein Strahl von Hoffnung, daß er sich geirrt habe, in seine Seele zu fallen. Nun kam Adelinde auf das Jagdfest, und erzählte mit eben der reitzenden Aufrichtigkeit, mit der sie bisher ihr Herz enthüllt hatte, den Vorfall mit dem Ringe. Sie beschönigte ihren Fehler nicht, sie klagte sich freymüthig ihrer übereilten Empfindung an; aber sie ahndete damahls noch nicht, welchen Sturm von abwechselnden Leidenschaften ihre Erzählung und welches Entzücken ihre letzten Worte in Olivier erregten. Als sie geendigt hatte, und er noch wie tief in Gedanken verloren da saß, ohne ihr zu antworten, weil er sich in diesem Augenblicke selbst durch den Ton seiner Stimme zu verrathen befürchtete, fuhr sie nach einer kleinen Stille fort: „Und nun, Graf Olivier, nun beruht meine ganze Hoffnung auf Ihnen! Sie sind der einzige Mensch am ganzen Hofe, dem ich meine verdrießliche Lage offenbaren konnte, der mich daraus reissen und mich nicht mißdeuten wird. Sie bitte und beschwöre ich als meinen Freund, als den Vertrauten meines einzigen und theuer-

ſten Geheimniſſes, mir den Ring wieder zu verſchaffen. Gehen Sie zu Prinz Friedrich; er achtet Sie hoch, ich weiß es, er ſchätzt Ihren Edelmuth und ehrt die Macht Ihres überlegenen Geiſtes, er iſt kein Böſewicht, er wird Ihren Vorſtellungen weichen, und Sie werden mir meine Ruhe wieder geben, und meinem Rufe ſeine unbefleckte Reinheit erhalten, die dieſes Abenteuer ihm ſo leicht auf immer rauben könnte."

Jetzt loderte Oliviers Herz empor. Die Gewißheit, daß der Prinz nicht geliebt ſey, das ehrende Zutrauen der geliebten Fürſtinn, der ritterliche Muth, ſeinen Nebenbuhler zu beſiegen, ihm das Pfand der Zuneigung ihrer beyderſeitigen Geliebten zu entreiſſen, Ehrgeitz, jugendliches Feuer, und vielleicht auch verſteckte Luſt der Rache, alles ſtürmte in ſeiner Bruſt, und zerriß die ſchwachen Feſſeln, womit die Vernunft bisher ſeine Gefühle zurück gehalten hatte. Ein Zweykampf mit dem Prinzen und die glänzende Hoffnung, entweder zu ſiegen oder für Adelinden zu ſterben, ſchwebten hell und blendend vor ſeiner Seele. Er ſprang auf: „Ja," rief er, „ja, Prinzeſſinn! Sie ſollen Ihren Ring wieder haben, ich ſchwör' es Ihnen bey dem Andenken Ihrer Mutter, bey dem Andenken Sie-

geberts! O, Sie sollen sich in Ihrer Wahl nicht getäuscht, Sie sollen sich keinem Unwürdigen vertraut haben! Morgen bringe ich Ihnen den Ring zurück, oder Sie sehen mich nie wieder!" Mit diesen Worten knieete er rasch vor ihr, küßte ihre Hand und entfernte sich so schnell, daß sie im Erstaunen über die ungewohnte Heftigkeit des sonst so sanften Mannes nicht Zeit hatte, ihm noch ein Wort zu sagen.

In solcher Bewegung hatte sie ihn noch nie gesehen; sie wußte dieß stürmische Betragen mit seinem Charakter nicht zu vereinigen. Das tiefe Schweigen, das er während ihrer ganzen Erzählung beobachtet hattet, die Ruhe, mit der er ihr zuhörte, und nun auf einmahl das wilde Feuer in seinem Blicke, die Heftigkeit in allen seinen Bewegungen, der triumphirende Ton seiner Stimme, das Zittern seiner Hand, als er die ihrige ergriff — es war ihr unbegreiflich. — Auf einmahl fuhr es wie ein Blitzstrahl durch ihre Seele, und eine Vermuthung, die bey jedem Nachdenken mehr Wahrscheinlichkeit erhielt, erhellte alles Dunkle und Unbegreifliche in Oliviers Betragen. — Er liebte sie —

War diese Vermuthung wahr, so war das Wort des Räthsels gefunden und alles vollkom-

men erklärt. Er liebte sie! Eine sonderbare Bewegung ergriff ihre Seele bey diesem Gedanken. Mißbilligung und Vergnügen, Mitleid und Verwunderung, Zweifel und Überzeugung folgten schnell und abwechselnd auf einander. Bald schien es ihr klar und einleuchtend, und sie begriff nicht, wie sie es so lange nicht hatte merken können; bald, wenn sie wieder sein kaltes, ruhiges Betragen gegen sie mit den tiefen Gefühlen, deren sie ihn fähig wußte, verglich, schien es ihr unmöglich, daß er sich, wenn er wirklich liebte, in vollen anderthalb Jahren nicht hätte sollen verrathen haben. So widersprach ein Gedanke dem andern in ihrem Herzen; und wenn gleich Vernunft, Edelmuth und Klugheit sie glauben und wünschen machten, daß er sie nicht liebe, und daß sein Betragen bloß Wirkung seines ritterlichen Sinnes und seiner Achtung gegen sie sey, so konnte sie unmöglich den Eingebungen einer leisen Stimme in ihrem Innern widerstehen, die nicht aufhörte, ihr Vermuthungen zuzuflistern.

In diesem Augenblicke dachte sie erschrocken daran, wie unbesonnen sie gehandelt habe, wenn Olivier sie wirklich liebte, ihn in dieser sonderbaren Geschichte zu ihrem Vertrauten und Rit-

ter zu machen. Sie war schon entschlossen, ihn wieder rufen zu lassen, und ihren Antrag zurück zu nehmen; und nur die Unmöglichkeit, einen schicklichen Vorwand zu finden, hielt sie davon ab. Sie wußte nun nichts anders zu thun, als den verdrießlichen Verhältnissen, worein eine Reihe unüberdachter Handlungen und zu heftiger Empfindungen sie verwickelt hatte, ihren Lauf zu lassen und geduldig abzuwarten, was daraus entstehen würde. Unmuthig und mit sich selbst unzufrieden, ging sie in den Garten hinab, irrte lange von Allee zu Allee herum, und bemerkte, in Gedanken vertieft, die kühle Abendluft nicht, die ihren begleitenden Damen schon lästig zu werden anfing. Als sie durch die Allee ging, wo sie vor anderthalb Jahren jenes Gespräch zwischen Hauteville und Percy angehört hatte, wurde mit dieser Erinnerung die ganze damahlige Zeit, Hauteville's Verdacht gegen sie, seine stolze Entfernung und sein ganzes Betragen lebendig vor ihrer Seele. Sie durchlief nun in Gedanken alle Begebenheiten, die sich seit dem zugetragen hatten; und je mehr sie nachdachte, je wahrscheinlicher wurde es ihr, daß Olivier sie dennoch liebe, daß er vielleicht schon damahls nicht mehr ganz Herr seiner Em-

pfindungen gewesen seyn mochte, als er sich bey ihrer Erscheinung so schnell entfernte. Der Gedanke, von einem Manne geliebt zu seyn, der solcher feiner und tiefer Gefühle, eines so edlen Stolzes und selbst dieser reitzbaren Empfindlichkeit, dieser übertriebenen Bescheidenheit fähig war, schmeichelte ihr ungemein. Sie erkannte seinen vollen Werth, und also auch den Werth seiner Zuneigung, und diese Erkenntniß erhöhte ihr Wohlwollen gegen ihn. Aber zu diesem Wohlwollen gesellte sich die wehmüthige Empfindung des Mitleids mit einer hoffnungslosen Leidenschaft und die Furcht vor den traurigen Folgen derselben für ihren Freund, den sie, ohne ihn lieben zu können und zu dürfen, über alles schätzte. Schweigend und finster ging sie in ihr Zimmer zurück; und ihre Damen bemühten sich vergebens, sie durch allerley Gespräche aufzuheitern, bis eine von ihnen Oliviers erwähnte, und in lebhaften Ausdrücken seine mannigfachen Vorzüge rühmte. Nun lö'te sich auch der finstere Trübsinn der Prinzessinn. Sie mischte sich in die Unterhaltung — Oliviers Verdienste, sein Zartgefühl, seine schöne Sprache, sein Anstand, der so ganz vergessen machte, wie stiefmütterlich die Natur übrigens an ihm gehandelt hatte, wa-

ren ihr in ihrer jetzigen Stimmung ein sehr willkommener Gegenstand. — Eine von den Damen, die Verwandte in W** hatte, wußte eine Menge kleiner Züge von ihm, theils aus seiner Jugendgeschichte, theils während seines Aufhalts in W**. Sie erwähnte unter andern auch seiner ritterlichen Gesinnung gegen das schöne Geschlecht, seines Muthes u. s. w. — Adelinde hörte dieß letzte mit einigem Befremden; dennoch sog sie das süße Gift mit vollen freudigen Zügen ein, und fragte nur zuletzt: auf welche Art sich diese ritterlichen Eigenschaften gezeigt hätten?

„Haben Eure Hoheit nie etwas von seiner Geschichte mit der schönen Gräfinn Wiltek gehört?" fragte die Dame.

„Mit der schönen Wiltek? der ehemahligen Hanau?" erwiederte Adelinde schnell und etwas heftig.

„Ja, mit derselben Wiltek, die vor zwey Jahren sich eine Weile hier aufhielt, als sie mit ihrem Gemahle auf seine Güter ging."

„Ein schönes Weib!" sagte die Prinzessinn, und schwieg nachdenkend still. „Und was ist denn das für eine Geschichte zwischen ihr und Hauteville?"

„Nun, sie war seine erste Liebe, noch als Fräulein von Senningen.“ Und nun erzählte die Dame alles, was sie von Oliviers Verhältnissen mit Claren wußte, seine erste Liebe, ihre Erscheinung bey Hofe, seine Leidenschaft, seinen Zweykampf mit Hanau, ihre Scheidung von ihrem Manne, ziemlich treu, aber doch nicht ohne jene Vergrößerungen, welche der Ruf immer zu den Begebenheiten setzt.

Als sie geendet hatte, sagte die Prinzessinn: „Aber warum gab denn die Gräfinn Hanau nicht ihrem Retter ihre Hand, nachdem sie durch den Tod ihres Gemahls frey war?“

„Vermuthlich, weil ihr der schöne Wiltek lieber war, als der häßliche Hauteville,“ rief ein vorschnelles Fräulein.

„Wenn sie sonst keinen Grund hatte, ihre Wahl zu rechtfertigen,“ antwortete Adelinde, „so kann ich mir keine große Vorstellung von ihrem Verstande machen, und es ist bey nahe unbegreiflich, wie Hauteville eine solche Person —“

„Um Vergebung, Eure Hoheit,“ fiel die Dame, die erzählt hatte, ein, „Graf Hauteville hat, so viel man wenigstens weiß, sich nie gegen sie erklärt, er hat sie so gar von dem Au-

genblicke an, als er sie nach dem Kampfe zu ihrer Tante brachte, nie wieder gesehen. Die Gräfinn sprach immer mit vieler Achtung von ihm; aber über diesen Punct beobachtete sie ebenfalls ein tiefes Stillschweigen. Er lag einige Zeit an seiner Wunde krank; und so bald er hergestellt war, reis'te er zu seinen Ältern, und kam nicht eher wieder an den Hof, bis ihn die Gräfinn schon als Wilteks Gemahlinn verlassen hatte."

„Sonderbar!" sagte die Prinzessinn, und schwieg wieder gedankenvoll still. Bald darauf schickte sie ihre Frauen weg, um ungestört über Oliviers räthselhaftes Betragen nachzudenken. Sie ersann allerley Möglichkeiten, die es veranlaßt haben könnten; aber da ihr, wie jedem Dritten, die Scenen in der Laube und im Wagen unbekannt waren, so konnte sie sich nichts erklären. Indem sie so über Oliviers Kühnheit, mit der er sich um Clarens willen in den weit überlegenen Haufen wagte, nachdachte, fiel es ihr auf einmahl ein, daß sein Muth ihn auch dieß Mahl weiter führen könnte, als sie wollte, und daß er sich vielleicht mit dem Prinzen um den Ring schlagen würde. Je mehr sie nachsann, je wahrscheinlicher wurde ihr diese Vermuthung; und als sie sich jetzt wieder an ihr ganzes Ge-

ſpräch mit ihm zu erinnern bemühte, und ihr ſeine letzten Worte einfielen, „Ich bringe Ihnen morgen den Ring zurück, oder Sie ſehen mich nie wieder!" ſchien es ihr zu ihrem großen Schrecken unzweifelhaft, daß er dieſen Vorſatz ſchon bey ſeinem Abſchiede gefaßt hatte. Bey ihrem lebhaften Gefühle ging dieſe Vermuthung bald in Gewißheit, und nun in die ſchrecklichſte Angſt über. Sie ſchellte und befahl, den Augenblick den W**ſchen Geſandten zu ihr zu hohlen, und ihn aufzuſuchen, wo er immer ſey. Die Zofe, die den Befehl erhielt, ſtutzte über den Auftrag in dieſer ſpäten Abendſtunde; aber, da ſie die Prinzeſſinn in heftiger Bewegung ſah, wagte ſie keine Einwendung. Man ſchickte nach Hauteville; und Adelinde brachte eine Viertelſtunde in großer Angſt und unter den bitterſten Vorwürfen gegen ſich ſelbſt zu. Nun kam die Zofe und meldete, daß Graf Hauteville, als er heute vom Hofe gekommen, ſich umgekleidet, und, nur von ſeinem alten Stallmeiſter begleitet, ausgegangen ſey, ohne daß ſeine Leute wüßten, wohin; und noch ſey er nicht zurück. Dieſe Nachricht gab Adelinden wenig Troſt. In einer Stunde ſchickte ſie wieder hin; Hauteville war noch nicht zu Hauſe. Nun glaubte Adelinde, daß das

Unglück, das sie befürchtete, gewiß geschehen sey; und die Nacht verging ihr theils schlaflos, theils in ängstlichen Träumen, worin sie Hautevillen bald verwundet, bald todt erblickte, und sich als seine Mörderinn anklagte.

Hauteville war, so bald er Adelinden verlassen hatte, nach Hause geeilt, hatte einige Papiere in Ordnung gebracht, sich umgekleidet und seine Befehle gegeben.

Als während dieser Beschäftigung der erste Taumel der Leidenschaft vorüber und er im Stande war, über sein Betragen nachzudenken, erschrak er über die Heftigkeit, mit der er den Auftrag der Prinzessinn übernommen, und über die Äußerungen, die ihm seine Leidenschaft entrissen hatte. Er nahm sich vor, iezt gelassener zu handeln, einen Zweykampf mit dem Prinzen wo möglich zu vermeiden, und, wenn er so glücklich seyn sollte, den Ring zu erhalten, die Rolle des bloßen Vertrauten und kalten Freundes bey Adelinden fortzusetzen. So ging er zu dem Prinzen, der ihn nicht ohne Verwunderung über den ungewöhnlichen Besuch, aber mit aller Achtung empfing, die Hauteville's Rang und persönliche Eigenschaften einflößten. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen erklärte sich

Hauteville mit aller Schonung und Feinheit über die Urſache ſeines Beſuches. Der Prinz hörte ihm mit ſtummem Erſtaunen zu, ohne ihn zu unterbrechen; ſein Zorn loderte hoch auf, und hätte ihm Hauteville nicht ein zu ungleicher Gegner geſchienen, er würde ihm ſtatt aller Antwort den Handſchuh vorgeworfen haben. So aber beſann er ſich, und antwortete ihm auf ſeine ganze Rede nur mit höhniſchem Tone: „Wahrhaftig, Graf Hauteville, ich weiß nicht, was ich mehr bewundern ſoll, die Zumuthung der Prinzeſſinn, ihr den Ring ſo gutwillig auszuliefern, oder Ihre Geſinnungen, die Ihnen erlaubten, ſich einem ſolchen Auftrage zu unterziehen."

Hauteville glühte vor Unwillen; doch antwortete er ziemlich gelaſſen: „Ich habe von der Fürſtinn dieſen Befehl erhalten; und Sie wiſſen, Prinz, daß es dem Manne nicht ziemt, Anmerkungen oder Ausnahmen über den Auftrag einer Dame zu machen."

„Wenn Sie das ſo genau wiſſen," rief der Prinz losbrechend, „ſo werden Sie auch wiſſen, daß der Ritter einer Dame, zu dem Sie ſich aufwerfen, eine ſolche Forderung nicht anders, als mit dem Degen in der Hand machen ſoll."

„Ich weiß es, und bin darauf gefaßt," rief Hauteville, indem er schnell aufsprang; aber er faßte sich wieder und sagte gelassener: „Es ziemt dem Manne wohl, sanfte Worte zu versuchen, ehe er zu den Waffen greift. Darum habe ich Sie in Güte gebethen, und bitte Sie noch ein Mahl, mein Verlangen zu erfüllen und mir den Ring zurück zu geben."

„Ihnen?" rief der Prinz höhnisch. „Nimmermehr! Wenn ich ihn zurück geben soll, so soll ihn die Prinzessinn aus meiner Hand empfangen."

„Dazu habe ich keinen Auftrag," antwortete Hauteville. „Mich dünkt auch, es würde der Prinzessinn auf alle Art sehr unangenehm seyn, wenn Sie ihren Befehl so vollziehen wollten."

„Unangenehm? Befehl?" rief der Prinz erbittert. „Graf Hauteville, Sie bedienen sich sehr unschicklicher, sehr beleidigender Ausdrücke. Mir hat sie den Ring gegeben, und ich denke nicht, daß ich ihr damahls so gar unangenehm war; aus meinen Händen soll sie ihn wieder erhalten, wenn sie es wünscht, befehlen kann sie mir es nicht. Indessen weigere ich mich nicht, ihn ihr zurück zu geben; denn er hat keinen

Werth für mich, so bald es sie reut, ihn mir geschenkt zu haben. Aber ihr Unterhändler soll ihn niemahls von mir bekommen."

Mit diesen Worten riß er Hut und Degen vom Tische, und eilte der Thür zu. Hauteville trat ihm heftig in den Weg. „Bey Gott, das sollen Sie nicht!" rief er, indem er ihn zurück hielt, „so lange noch Kraft in diesem Arme ist. Entweder Sie geben mir den Ring auf der Stelle, oder wir schlagen uns, und nur mit meinem Leben werde ich von meiner Forderung abstehen." Der Prinz hörte diese Rede mit Erstaunen; denn er hatte bisher Hauteville's Mäßigung für Feigheit gehalten. Mit heftiger Freude nahm er die Ausforderung an, und in einem Augenblicke waren beyder Degen bloß.

Er erstaunte, in Hauteville einen ganz gleichen Gegner zu finden. Lange blieben beyde unversehrt. Endlich verwundete der Prinz Oliviern so stark in der rechten Hand, daß dieser den Degen in die linke nehmen mußte; und in diesem Augenblicke wollte sich der erhitzte Gegner seines Vortheils bedienen, und Oliviern in die Brust stossen. Aber dieser rief zürnend: „Das war unedel!" wendete sich geschickt, und vermied den tödtlichen Stoß. Jetzt kämpfte auch er, vom

Zorne entflammt, hitziger, und both alle seine Kräfte und seine ganze Geschicklichkeit auf. — Von einem kräftigen Stoße flog des Prinzen Degen klirrend auf die Seite, und er stand unbewaffnet vor seinem beleidigten Gegner. Dieser senkte augenblicklich den Degen und fragte ruhig: „Erkennen Sie sich für überwunden, Prinz, und wollen Sie meine Forderung erfüllen?" Der Prinz stand stumm da. Oliviers Kühnheit und edles Betragen hatten ihn beschämt. Er antwortete nicht. Olivier fragte noch ein Mahl, ob er den Kampf wieder beginnen wollte? aber der Prinz, von seinen bessern Gefühlen überwältigt, trat auf Hauteville zu, und sank an seine Brust. „Sie sind ein edler Mensch, Graf Hauteville! vergeben Sie mir, und seyen Sie künftig mein Freund! hier ist der Ring!" indem er ihn an einem seidenen Faden aus dem Busen zog. Olivier drückte den Prinzen an die Brust, und sagte: „Vergeben auch Sie mir, Prinz! Ich fühle wohl, daß meine Forderung Sie beleidigen mußte, und daß Sie nicht anders handeln konnten. Es ist Blut geflossen, und unsere beyderseitige Schuld ist getilgt." Bey diesen Worten nahm er den Ring aus des Prinzen Hand, drückte ihn unbemerkt an die Lippen, und

verbarg ihn ebenfalls in seinen Busen. „Aber, fuhr er fort, „seyen Sie jetzt so gütig, dem neuen Freunde seine erste Bitte zu gewähren. Ich habe wichtige Ursachen, meinen Zweykampf mit Ihnen verborgen zu halten. Meine Hand blutet stark, und meine Leute könnten den Zusammenhang errathen. — Erlauben Sie, daß ich mich hier durch irgend jemand von Ihren Leuten verbinden lassen darf."

„Herzlich gern," antwortete der Prinz, und rief seinen Stallmeister, der die Wundarzeney verstand. „Ich freue mich innig, ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können. Aber ich sehe die Ursache dieser Verheimlichung nicht ein. Wenn einer von uns beyden wünschen muß, daß dieser Zweykampf nicht bekannt wird, so sind Sie es sicher nicht, und die Prinzessinn wird es Ihnen ja vielmehr Dank wissen, wenn sie hört, wie viel Sie um ihres Auftrages willen gewagt haben."

„Wer weiß!" antwortete Hauteville. „Sie denkt wohl nicht daran, daß der friedliche Gesandte zugleich Cavalier ist, und welche Pflichten ihm ihr Geboth auflegte. Es würde ihr vielleicht sogar unangenehm seyn, zu hören, daß ich so viel gewagt, und daß mein Arm dort gehandelt

habe, wo sie sich nur meines Kopfes zu bedienen dachte."

„Aber Sie sind doch viel glücklicher, als ich," sagte der Prinz mit einem Seufzer. Sie besitzen ihr Vertrauen, ihre Freundschaft. Sie können ihr solche Dienste leisten, Sie können immer um sie seyn, und sind es auch, während ich —" er schlug sich vor die Stirn, und ging hastig im Zimmer auf und ab.

„Beneiden Sie mich nicht um dieses Glück, Prinz! ich erkaufe es theuer."

„Wie so?"

„Glauben Sie wohl," antwortete Hauteville bitter, „daß Sie mich zu ihrem Vertrauten, und im Nothfalle sogar zu ihrem Ritter machen würde, wenn irgend eine lebhaftere Neigung für mich ihr Herz bewegte? Nimmermehr! und ich sehe es nur zu wohl ein, worauf sich dieses zwanglose Vertrauen gründet. Meine Gestalt gibt ihr vollkommene Freyheit, mich wie einen Bruder zu behandeln. Sie ist gewiß, daß ihr Herz nie in Gefahr kommen wird, und daß sie auch von dem Urtheile der Welt bey dieser Wahl nichts zu befürchten hat."

Der Prinz sah Hautevillen mit ernstem, theilnehmendem Blicke an, und schwieg eine Wei-

le, dann sagte er: „Nein, Graf! das ist es doch nicht. Sie sehen sich selbst und Adelindens Gesinnungen gegen Sie in einem zu düstern Lichte. Ich glaube wohl, daß sie mit mir in einem ähnlichen Falle nicht so ganz unbefangen gehandelt haben würde; aber daß ihr Verstand Vergnügen in Ihrem Umgange, und ihr Herz Rath und Unterstützung in Ihrem Geiste und Edelmuthe sucht und findet, daß sie Sie schätzt, und vielleicht mehr als schätzt, das ist gewiß, das weiß der ganze Hof, auch ich wußte es längst, und der heutige Tag hat es mir noch mehr bestätiget."

Hauteville's Herz schlug bey des Prinzen Rede. Ein milder Balsam träufelte in die tiefen Wunden desselben, und verbreitete auf einen Augenblick ein unaussprechlich süßes Gefühl in seiner Seele. Aber bald fiel der Gedanke, daß der Prinz ein beleidigter eifersüchtiger Liebhaber, und durch die Vorfälle des heutigen Tages zu parteyisch für seinen neuen Freund gesinnt sey, schwer auf sein Herz, und schlug alle aufkeimenden Hoffnungen nieder. Es war ihm unmöglich, Adelindens Betragen aus einem andern Gesichtspuncte zu betrachten; und beyde schwiegen, zuletzt in tiefe Gedanken versenkt.

Der Prinz drang jetzt in Hauteville, diese Nacht bey ihm zuzubringen, weil er doch von dem Blutverluste erschöpft sey, und man diese Veränderung zu Hause an ihm bemerken könnte. „Bleiben Sie bey mir," sagte er endlich zu ihm, „schenken Sie mir diese Nacht! es ist so die letzte, die ich mit Ihnen zubringen werde. Morgen verlasse ich dieses Land, wo ich unmöglich länger bleiben, und nach dem, was heute geschehen ist, unter Ihren und Adelindens Augen herumwandeln könnte; und Sie sind so gut, und begleiten mich eine Strecke, damit ich mit dem besten Menschen, den ich kennen gelernt habe, doch noch einige Stunden genießen kann. Olivier wollte des Prinzen raschen Entschluß nicht bekämpfen, obwohl er ihn bath, sich vorher recht zu bedenken; denn er fühlte in seinem eigenen Herzen, daß er an seinem Platze gerade so gehandelt haben würde. Mit herzlicher Wärme nahm er aber sein freundliches Anerbiethen auf, und so verstrich den beyden Jünglingen ein Theil der Nacht unter freundschaftlichen Gesprächen. Hauteville, an Geist und Körper durch die Vorfälle des Tages ermüdet, sehnte sich nach Ruhe, und das Bewußtseyn seines edlen Betragens wiegte ihn bald in einen süßen Schlummer.

Gegen Morgen fühlte er, daß ihn jemand ſanft bey der Hand ergriff, und ſeinen Nahmen nannte. Er ſchlug die Augen auf; der Tag dämmerte bereits, und Prinz Friedrich ſtand vor ſeinem Lager, um ihn zur Abreiſe aufzuwecken. Hauteville ſchickte um ſein Pferd nach Hauſe. Bald war alles bereitet; man ſchwang ſich auf. Olivier begleitete ſeinen Freund eine Stunde weit, nahm dann herzlichen Abſchied von ihm, und kehrte in ſeinen Pallaſt zurück. Hier fand er wichtige Briefe ſeines Herzogs, welche es ihm unmöglich machten, ſogleich zur Prinzeſſinn zu gehen, um ihr den Ring zu überreichen; und er war in mancher Rückſicht froh über dieſe Verzögerung, die ihm Zeit gab, allen ſeinen Empfindungen Stille zu gebiethen, ſich auf alles vorzubereiten, was er Adelinden ſagen oder verſchweigen wollte, um die Rolle des kalten Vertrauten mit möglichſter Wahrheit zu ſpielen.

Adelindens Ruhe war nicht ſo ſanft geweſen. Sobald es nur ſchicklich war, ſandte ſie auf's neue zu Hauteville, und man brachte ihr die Nachricht, daß er die ganze Nacht bey dem Prinzen zugebracht, und ihn heute Morgens bey ſeiner Abreiſe begleitet habe. Dieſer Ausgang der Sache war Adelinden eben ſo unerwartet als un-

begreiflich. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Daß sie sich geschlagen hätten, schien ihr gar nicht wahrscheinlich. Hatte aber Olivier den Ring durch Überredung erhalten: warum brachte er ihn nicht noch gestern, um sie aus ihrer quälenden Verlegenheit zu reissen? Hatte er ihn nicht erhalten können, wie konnte er die Nacht freundschaftlich und fröhlich mit dem Manne zubringen, der sie und ihn durch diese hartnäckige Weigerung so tief beleidigte? Warum war der Prinz so schnell abgereiset? Alles war ihr unerklärbar. Tausend streitende Gefühle erhoben sich in ihrer Brust; aber zuletzt behielt eine Empfindung von Unwillen über Oliviers Lässigkeit und Kälte die Oberhand; und dieß Gefühl war ihr äußerst widrig. Viel lieber hätte sie die gestrige Angst um ihren Freund wieder ausgestanden, und es wäre ihr weit weniger schmerzlich gewesen, ihn um ihrentwillen verwundet, als jetzt der hohen Meinung unwerth zu sehen, die sie so gern von ihm hatte. Dann hätte sie sich ihren freundschaftlichen Empfindungen ganz überlassen, alle Sorgfalt für ihn haben, alles zu seiner Erhohlung beytragen, ihn immer mehr schätzen, und ihre ganze Verbindlichkeit gegen ihn mit Freuden fühlen können. Wie unangenehm wur-

de sie durch die alltäglichste Wirklichkeit aus ihrem schönen Traume geweckt. Das war ihr indeß überzeugend gewiß, daß er sie nicht liebte, und daß sie sich gestern auf eine unverzeihliche Weise von ihrer Eitelkeit hatte verführen lassen, sein Betragen falsch zu deuten. Sie war böse auf sich selbst, sich über einen Fehler ertappt zu haben, den sie sich nicht zugetraut hätte; aber sie überredete sich wenigstens, daß sie froh über diese Entdeckung sey, und daß es ihr recht lieb wäre, Oliviern in keine zwecklose Leidenschaft verwickelt zu sehen.

Es verging eine Stunde nach der andern. Bey jedem Geräusche glaubte sie, daß er jetzt kommen würde, und nahm sich vor, ihn die ganze Schwere ihres Unwillens fühlen zu lassen; aber er kam nicht. Ihre Ungeduld, ihr Unmuth wuchs von Minute zu Minute; sie ergriff zehnerley Beschäftigungen, und warf sie alle wieder weg. Endlich nahm sie ihre Harfe, und versuchte es, durch ihre Hülfe die unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, als eine der Damen herein trat, und den Grafen meldete. Eine schnelle Röthe überzog ihr Gesicht; sie wußte nicht, ob sie sich fürchten, oder hoffen sollte. Ihr Herz fing an zu klopfen, und Hauteville trat

in's Zimmer, ehe sie Zeit gehabt hatte, sich ganz zu fassen, und alle die Kälte und den Stolz in ihr Betragen zu bringen, womit sie ihn hatte empfangen wollen. „Nun wie ist's?" rief sie ihm entgegen, „haben Sie den Ring erhalten, Graf Hauteville?"

„Hier ist er!" antwortete Hauteville mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, indem er sich der Prinzessinn näherte, und ihr ihn kniend mit der linken Hand überreichte, während er die rechte in seinem Busen verbarg. „Eurer Hoheit Befehle sind pünctlich vollzogen. Ich war so glücklich, den Ring vom Prinzen zu erhalten; er ist diesen Morgen abgereist, und Sie haben nichts mehr von ihm zu besorgen."

Die Prinzessinn war erstaunt, verwirrt, beschämt. Sie wußte nicht, was sie eigentlich antworten sollte, und ergriff das Gleichgültigste, um davon zu sprechen, und sich indeß auf das Wichtigere vorzubereiten. „Der Prinz ist schon abgereist?" sagte sie, „das ist mir leid; es war nicht mein Wille, ihn zu verscheuchen."

„Das glaube ich wohl," sagte Hauteville, indem er aufstand, und ein glühender Funke von Eifersucht durch seine Seele fuhr; „aber er versicherte mich, daß es ihm unmöglich wäre,

nach der Zurückgabe dieſes Ringes, Eure Hoheit noch ein Mahl zu ſehen, oder an dem Hofe zu bleiben, wo ihn alles an ſeine Beſchämung erinnern müßte.

„Graf Hauteville!“ ſagte Adelinde, „ich bin Ihre große Schuldnerinn. Sie haben mich aus einer höchſt unangenehmen Lage geriſſen, und ich werde nie vergeſſen, was ich Ihnen zu danken habe. Aber laſſen Sie mich nun doch hören, wie ſie es anfingen, den Ring zu erhalten, den der Prinz wohl nicht ganz gutwillig hergegeben haben wird?“

„Das iſt leicht zu vermuthen, gnädigſte Fürſtinn. Ein Ring von Eurer Hoheit Hand, und unter ſolchen Umſtänden gegeben, iſt ein zu koſtbares Kleinod, als daß man ſich ſo leicht davon trennen könnte. Aber eben dieſes koſtbare Kleinod erhält ſeinen Werth nur durch die Geſinnungen des Gebenden; und ſobald dieſe aufzuhören ſcheinen, hört auch wohl größten Theils der unausſprechliche Werth des Geſchenkes auf.“

„Sie wollen mir zu verſtehen geben,“ antwortete Adelinde ein wenig empfindlich, „daß der Prinz nicht mehr ſo viel Werth auf den Ring geſetzt habe, und daß es Sie nicht viel Mühe gekoſtet haben wird, ihn zu erhalten.“

„Das nicht, gnädigste Prinzessinn! Es brauchte lange Zeit und Überredung, ihn dahin zu vermögen. Endlich wollte er ihn Eurer Hoheit selbst bringen. Ich hinderte ihn daran; aber ich weiß jetzt nicht, ob ich recht daran gethan habe."

„Vollkommen," sagte die Prinzessinn; „Sie haben mir dadurch eine sehr große Verlegenheit erspart, und ich danke ihnen dafür. Aber weiter —"

Nun erzählte ihr Hauteville eine erdichtete Unterredung mit dem Prinzen, auf welche er sich vorbereitet hatte, und die dazu dienen sollte, es wahrscheinlich zu machen, daß er den Ring freywillig hergegeben habe. Die Prinzessinn hörte sie kalt an, und schien wenig durch alles das, was er sagte, befriediget. Ihr lag noch immer Oliviers unzeitige Lässigkeit und sein geringes Verlangen, sie früher ihrer Ungewißheit zu entreissen, im Sinne. Sie konnte Trotz alles Dankgefühls diese Empfindlichkeit nicht unterdrücken; sie war kalt und einsylbig, und entließ Hautevillen sogleich, als er, ebenfalls gekränkt durch ihre Kälte, sich entfernen wollte. So bald er fort war, trat Fräulein von Hochberg, eine ihrer liebsten Hofdamen, zur andern Thür herein mit einem Gesichte, das schon von weiten etwas

Wichtiges zu verkündigen schien. „Ist der Graf von Hauteville fort, Eure Hoheit?"

„Ja. Warum?"

„Wissen Eure Hoheit wohl, daß der *sche Prinz heute abgereiset ist?"

„Ich weiß es."

„Wissen Eure Hoheit aber auch weßwegen?"

„Bey nahe. Weißt du es?"

(Geheimnißvoll). „Er hat sich mit dem Grafen geschlagen."

„Geschlagen? das ist nicht möglich," rief die Prinzessinn hastig, indem eine sonderbare Empfindung ihre ganze Seele bewegte.

„Ich würde mich wohl nicht unterfangen, Eure Hoheit mit Mährchen zu unterhalten. Ich weiß es sehr gewiß, Sie haben sich gestern geschlagen; der Graf ist Sieger geblieben, und der Prinz deßwegen heute in aller Frühe abgereist."

„Geschlagen?" wiederhohlte Adelinde, „Hauteville mit dem Prinzen geschlagen?" und eine Art von Freude strahlte aus ihren Blicken.

„Graf Hauteville ist an der rechten Hand verwundet."

„Doch nicht bedeutend?" fiel Adelinde schnell ein.

„Gewiß nicht; sonst würde er wohl nicht ausgehen können. Haben Eure Hoheit nichts bemerkt?

„Nicht das Geringste. — Doch ja, ich erinnere mich, daß er seine Rechte immer im Busen verborgen hielt. Aber wie war es denn eigentlich mit dem Gefechte?"

„Gestern nach Tische kam der Graf zum Prinzen. Sie sprachen eine Weile leise; endlich erhob sich ein heftiger Wortwechsel, und bald darauf hörte man Degen klirren. Des Prinzen Leute versuchten die Thür zu öffnen; aber sie war verschlossen. In einiger Zeit öffnete sie der Prinz mit sehr verstörtem Gesichte, und rief seinen Stallmeister, der zugleich Wundarzt ist, um den Grafen zu verbinden. Als dieser in's Zimmer kam, lag des Prinzen Degen mit zerbrochenem Gefäße auf der Erde; der Graf hielt den seinigen in der linken Hand, und blutete stark aus der rechten.

„Armer Hauteville! Und was sprachen sie?"

„Der Stallmeister verstand es nicht, weil sie bey seinem Eintritte eine ihm fremde Sprache zu reden anfingen. Aber aus allem, was sie thaten, und wie sie sich betrugen, schien es,

daß der Graf sehr ruhig, der Prinz hingegen sehr mißmuthig war."

Die Prinzessinn lächelte vergnügt, und schwieg. Nach einer Weile sagte sie: „Der Prinz wird wohl sehr aufgebracht gegen den Grafen gewesen seyn?"

„Das schien er gar nicht; vielmehr soll er ihm mit der größten Achtung begegnet seyn, ihn gebethen haben, die Nacht bey ihm zuzubringen, und ihn heute Morgens zu begleiten. Der Graf hat es auch wahrscheinlicher Weise gethan, und dieß war die Ursache, warum ihn alle Bothschaften Eurer Hoheit nicht zu Hause antrafen."

Adelindens Seele füllten die angenehmsten Empfindungen.

„Aber woher weißt du das alles?"

„Meine Quelle ist zwar sehr unbedeutend, aber darum nicht minder verläßlich. Der Stallmeister des Prinzen, eben der, der den Grafen verbunden hat, ist der Liebhaber meines Kammermädchens; und er ergriff gestern einen Augenblick, während des Prinzen Gepäck besorgt wurde, um sich zu seiner Schönen zu stehlen, und ihr die traurige Nachricht von seiner Abreise und die Ursache davon zu erzählen."

Nun fragte die Prinzessinn noch um eine Menge Umstände, die Fräulein von Hochberg, so viel sich aus der Erzählung ihres Kammermädchens vermuthen ließ, ihrer Gebietherinn mittheilte.

Hätte Olivier sehen können, was in diesen Augenblicken in Adelindens Seele vorging, er hätte reichen Ersatz für alle seine Leiden, seinen Muth, seine Aufopferungen gefunden. Freude, daß sie sich in ihrem Freunde nicht geirrt, Stolz auf den Muth und Eifer, womit er ihre Befehle vollzogen, innige Achtung für sein feines Betragen, wodurch er ihr die Größe ihrer Verbindlichkeit zu verbergen und zu ersparen suchte, Reue und Scham, daß sie dem Manne, der so viel für sie gewagt hatte, so kalt begegnet war, und feste Vorsätze, dieses Unrecht, sobald als möglich durch das freundlichste, achtungsvollste Betragen gut zu machen, beschäftigten sie wechselweise, und bewegten ihr Herz auf die angenehmste Art. Aber Olivier ahndete nichts von dem allen. Ihre Kälte, die Gleichgültigkeit, womit sie den Ring annahm und seine Rede anhörte, hatten ihn tief geschmerzt, und obgleich sie ihm Stärke gegeben hatten, seiner vorgesetzten Rolle treu zu bleiben, verwundete

ihre Undankbarkeit ihn darum nicht minder. Er war überzeugt, daß sie nichts als Achtung für ihn fühle, und daß ihr Herz noch immer, vielleicht ihr selbst unbewußt, an dem Prinzen hänge, daß seine jähe Entfernung sie kränke, und daß sie ihn, als die nächste Ursache davon, darum mit solcher Kälte und beynahe mit Unwillen betrachte. Er durchlief ihr ganzes Betragen seit Prinz Friedrichs Ankunft, ihre öfteren Gespräche mit ihm; die Scene auf dem Balle, ihre lebhafte Äußerung über seine Entfernung, als sie den Ring zurück erhielt; und Eifersucht, gekränkte Liebe, und jene Neigung zum Mißtrauen, die immer noch verborgen in seiner Brust lag, machten es ihm unzweifelhaft, daß sie den Prinzen geliebt habe, und daß das Ganze vielleicht nichts als eine verliebte Zänkerey gewesen sey, deren er sich mit einer unverzeihlichen Heftigkeit und übertriebenem Ernste angenommen habe. Er hörte von seinen Leuten, daß die Prinzessinn gestern Abends zwey Mahl, und heute Morgens wieder ein Mahl nach ihm geschickt habe; und jetzt war es ihm so klar, daß sie ihr Auftrag gereuet, und sie die ganze Sache lieber aufgegeben hätte, daß er sich unwillig vor die Stirn schlug, sich einen Thoren nannte, seine rasende

Leidenschaft, die ihn zu solchen Mißgriffen und thörichten Handlungen hinriß, verdammte, und sich vornahm, wenigstens künftig durch das gleichgültigste, ungezwungenste Betragen und durch geflissentliche Entfernung aus Adelindens Gegenwart ihr und dem Hofe jeden Anlaß zu benehmen, der sie in den Vermuthungen über eine so lächerliche als hoffnungslose Liebe bestärken könnte. Er wollte die Prinzessinn heute nicht mehr sehen; aber der König hatte mit ihm zu sprechen, und beschied ihn also auf den Abend in den Zirkel, der sich bey ihm versammelte. Er mußte erscheinen. Sie empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung, und erwartete sehnlichst eine Gelegenheit, wo sie ihn allein sprechen, ihm ihre ganze dankbare Seele zeigen, und wegen ihrer spröden Aufnahme herzlich um Vergebung bitten könnte. Aber er vernichtete alle diese Vorsätze. Er scherzte mit den Damen, die Unterhaltung wurde bald lebhaft und allgemein; nur Adelinde fand sie je mehr und mehr unerträglich. Hauteville's ungewöhnliche Munterkeit stach peinlich mit der sanften, innigen Stimmung ihres Herzens ab; und je mehr sie gewünscht hatte, ihren Gefühlen freyen Lauf lassen zu können, je mehr drückten sie seine Gleichgültigkeit

und Entfernung, die es ihr unmöglich machten, ihm ihren Dank und ihre Reue zu zeigen. Dieser Zwang wurde ihr unaussprechlich lästig. Sie wurde immer stiller, nahm keinen Theil mehr an dem Gespräche, und fühlte Trotz allem Vorhergehenden auf's neue Unwillen gegen Olivier. So schieden sie nach einigen Stunden mißvergnügt auseinander, und mit dem festen Vorsatze, sich einander die Gefühle ihres Herzens strenge zu verbergen.

Wenige Tage nach diesem Vorfalle kam zu Oliviers Glück oder Unglück Graf Percy zurück, und machte ihn der Prinzessinn um vieles entbehrlicher. Zwar ereigneten sich noch zuweilen kleine Umstände, welche die Vermuthung, daß Hauteville sie dennoch liebe, in ihrer Brust erweckten; aber sie waren äußerst selten, und sie strafte sich jederzeit über die angenehme Empfindung, die sie in ihr erregten, und die sie für eine unverzeihliche Aufwallung von Eitelkeit und Gefallsucht hielt. Olivier bewachte sich mit der größten Strenge. Die Umstände begünstigten seine Entfernung, des Duells wurde zwischen ihm und Adelinden aus einer Art von Scheu nicht mehr erwähnt, und nur ein finsterer Ernst, den alle seine Bemühungen nicht zu bergen ver-

mochten, zeigte in seinem Äußern eine schwache Spur des Grams, der von jetzt an an seinem Herzen nagte, ihn für alle Freuden des Lebens abstumpfte, und die schönsten Kräfte seiner Seele im Kampfe mit einer unüberwindlichen Leidenschaft verzehrte. Innig sehnte er sich jetzt nach Amalien, der er sein wundes Herz entdecken, in deren Umgange er Rath, Theilnahme oder wenigstens Trost gefunden haben würde, aber auch dieser Wunsch war vergeblich; denn seit die Gräfinn die Nähe seiner Heimath verlassen hatte, wurde nie wieder etwas von ihr gehört, und selbst der arme Ersatz eines schriftlichen Verkehrs mit der über alles geschätzten Freundinn war Oliviern versagt.

Das Gefühl der Einsamkeit und des gänzlichen Mangels an einem Wesen, das seinen Kummer theilen und lindern könnte, schärfte den Stachel seines Unmuths, und er fühlte, daß jene mißmüthige, unthätige Stimmung, aus der ihn einst Amaliens Bekanntschaft gerissen hatte, sich seiner wieder zu bemächtigen anfing. Mit Freuden ergriff er daher die günstige Gelegenheit, die sich ihm darboth, sich an liebende Wesen anzuschließen, als eine Schwester seiner Mutter um diese Zeit nach S** kam. Die Frau

von Belmont war Witwe; ihr Gemahl hatte in S** schen Diensten sein Leben auf dem Schlachtfelde verloren, und sie mit einem unerzogenen Mädchen hülflos zurück gelassen. Man hatte ihr, als einer Fremden, große Schwierigkeiten gemacht, einen Witwengehalt zu erlangen; und sie war nun, da sie bereits alle anderen Wege fruchtlos versucht hatte, selbst gekommen, um wo möglich das Herz des Königs zu rühren, und das von seinem Mitleide zu erhalten, was seine Diener ihr unter dem Vorwande der Billigkeit versagten. Olivier hatte nicht sobald von ihrer Ankunft und traurigen Lage gehört, als er sogleich zu ihr eilte, sie mit wahrer kindlicher Ehrfurcht als die Schwester seiner verehrten Mutter empfing, ihr sein Haus zum Aufenthalte anboth, und nun seit längerer Zeit zum ersten Mahle in dem Gefühle, Andern Freude zu machen, selbst wieder einige empfand. Er versprach, ihr seinem ganzen Einfluß zur Gewährung ihres Wunsches zu verwenden, und bath sie, auf jeden Fall bey ihm zu bleiben, und ihm das lang entbehrte Vergnügen eines liebenden häuslichen Kreises zu gewähren. Frau von Belmont, gerührt und getröstet durch so viele Güte und Liebe, umarmte ihren Neffen mit mütterlicher Zärtlichkeit; sie

dankte ihm für seine edlen Gesinnungen, und nahm sein Anerbiethen freudig an. Sie bezog mit ihrer Tochter Hildegarde sein Haus, und übernahm die Leitung seiner häuslichen Angelegenheiten, und Olivier, der nun auf ein Mahl eine Mutter und Schwester gefunden hatte, genoß das lange gewünschte Vergnügen, wieder für andere zu sorgen, und von ihnen dafür geliebt zu werden. Frau von Belmont und Hildegarde bestrebten sich, von Liebe und Dankbarkeit durchdrungen, das Leben des Mannes, den sie mit Recht als ihren Vater und Beschützer ehrten, so süß als möglich zu machen, jede Wolke von seiner Stirn zu verscheuchen, und wenn Hofintriguen, mißlungene Plane oder eine stärkere Aufwallung seiner unglücklichen Liebe ihn in Schwermuth versenkten, ihn durch freundliche Theilnahme, durch herzliche Gespräche, durch Erzählungen und Erinnerungen an die holde Zeit seiner Kindheit und ersten Jugend, von der die Frau von Belmont lange eine geliebte Zeuginn war, zu zerstreuen und zu erheitern. Oliviers wundem Herzen that dieses Verhältniß unendlich wohl. Sein Geist erhob sich aus der Tiefe des Kummers, und Thätigkeit und Gefühl für die Freuden des Lebens kehrten wieder in seine

Seele zurück. Hildegarde war ein holdes Geschöpf von funfzehn Jahren. Olivier bemerkte bald ihre glücklichen Anlagen, aber auch den gänzlichen Mangel an Ausbildung. Er beschloß, die Stunden, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, der Erziehung und Bildung dieses liebenswürdigen Mädchens zu weihen, und in dieser Beschäftigung Zerstreuung und Aufheiterung zu suchen. Innige Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen ihren gütigen Lehrer und ihre glücklichen Anlagen ließen sie bald merkliche Fortschritte machen, und belohnten Oliviern reichlich für seine angenehme Mühe. Adelinde erfuhr dieses neue Verhältniß bald. Er hatte ihr seine Tante und Muhme gleich nach ihrer Ankunft vorgestellt, und um ihre Fürbitte bey dem Könige gebethen. Hildegardens aufblühende Reitze, die einst eine vollkommene Schönheit versprachen, ihr offenes, herzliches Betragen nahmen die Prinzessinn für sie ein; sie versprach ihm, für sie zu sorgen, und sie hielt ihr Wort. Jetzt, als sie hörte, daß Olivier sich die Bildung seiner schönen Verwandten so angelegen seyn ließ, konnte sie nicht umhin, verschiedene Bemerkungen über die Folgen dieses Verhältnisses, über die Dankbarkeit des unbefangenen Mädchens gegen ihren Lehrer

und das Interesse des Lehrers an seiner reitzenden Schülerinn zu machen, und sie fand endlich, daß, wenn doch ihre einst gehegte Vermuthung gegründet wäre, und Olivier sie liebte, er in diesem neuen Bande das erwünschteste Gegengift gegen eine hoffnungslose Leidenschaft finden könnte. Es war ihr nicht unwahrscheinlich, daß Hauteville vielleicht selbst diese Absicht habe, und Hildegarden für sein Herz zu bilden suche. Dieser Plan hatte viel Anziehendes für sie; sie hing ihm mit Vergnügen nach, sie dachte sich seine glücklichen Folgen für ihren Freund, und sie gelobte sich's in ihrem Herzen, thätig mitzuwirken, an Hildegardens Bildung Theil zu nehmen, und so die große Verbindlichkeit, die sie gegen Olivier hatte, einiger Maßen abzutragen. Der Gedanke, das Weib bilden zu helfen, das einst Oliviers Tugenden belohnen, die Wunden seines Herzens heilen, und ihn ganz glücklich machen sollte, entzückte sie. Sie bildete den schönen Traum mit Liebe aus; und so bald sie Hautevillen wieder sah, knüpfte sie ein Gespräch über seine Muhme an, bezeigte ihm ihre Achtung und ihren Beyfall über sein Betragen gegen seine Verwandten, und forderte ihn endlich auf, sie auch an dem schönen Vorhaben Theil nehmen

zu laſſen, Hildegarden oft zu ihr zu bringen und zu geſtatten, daß auch ſie nach ihren Kräften zu ihrer vollkommenen Ausbildung mitwirke. Olivier war entzückt über dieſen Beweis von Adelindens Wohlwollen gegen ihn und ſeine Angehörigen; er dankte ihr mit ausbrechender Freude dafür, mit einer Freude, die wirklich mehr dem Liebhaber, als dem Vormunde ziemte, und Adelinde wußte nicht, ob die Geberinn oder Empfängerinn mehr Antheil daran hatte.

Von nun an war Hildegarde ſehr viel um Adelinden. Des Mädchens unverdorbenes Herz hing bald mit aller Stärke jugendlicher Anhänglichkeit an der Fürſtinn, und Olivier und Frau von Belmont bemerkten mit Vergnügen den wohlthätigen Einfluß, den der Umgang mit einer der trefflichſten Frauen ihrer Zeit auf des Mädchens empfängliche Seele hatte. Wenn Hildegarde allein mit der Prinzeſſinn war, fiel das Geſpräch ſehr oft auf Oliviern. Jene ergoß ſich gern über einen Gegenſtand, der ihr ſo werth war, und Adelinde vermied eine ſolche Unterredung niemahls. Sie lernte aus Hildegardens einfachen Bemerkungen manche ihr bisher verborgene Tugend, manchen ſchönen Zug in Oliviers Charakter kennen, und der Entſchluß, ſein Glück gründen zu

helfen, wurde mit jeder solchen Entdeckung lebhafter. Auch glaubte sie in Hildegardens Äusserungen ziemlich deutliche Spuren einer aufkeimenden Leidenschaft zu sehen, und suchte nun mit einer Neugier, wovon sie sich selbst keinen Grund anzugeben wußte, das Mädchen über die Art ihrer Empfindungen gegen den Grafen und hauptsächlich über die Empfindungen des letztern gegen seine Schülerinn auszuforschen; aber Hildegardens Ansichten und Begriffe waren über diesen Punct zu verworren, als daß Adelinde, die doch nicht gerade zu fragen wollte, etwas Bestimmtes hätte abnehmen können. So viel war gewiß, daß Hauteville sich sehr viel mit ihr beschäftigte, ihrem Unterrichte seine meisten freyen Stunden widmete, selten bey Hofe erschien, und fast alle seine Abende, seit Percy's Anwesenheit ihn dem Könige entbehrlicher gemacht hatte, zu Hause bey seiner Tante und Hildegarde zubrachte. Adelinde sah ihn wenig, und fast niemahls allein; er wußte es so einzuleiten, daß zum mindesten Hildegarde allezeit gegenwärtig war, und jede Unterredung, die seiner Leidenschaft Gelegenheit sich zu verrathen geben konnte, vermieden wurde. Sein Betragen war ziemlich gleichförmig,

und so ruhig, als es ihm nur zu erkünsteln möglich war; und Adelinde fing an zu glauben, daß, wenn er sie auch einst geliebt hätte, diese Liebe doch jetzt bis auf den letzten Funken erstorben sey. Und was konnte wohl anders diese Wirkung hervor gebracht haben, als eine neue glückliche Neigung, die leicht und natürlich an die Stelle einer hoffnungslosen Leidenschaft trat? und wer konnte der Gegenstand dieser Neigung seyn, als die schöne, bildsame, dankbare, zärtliche Hildegarde? Diese Überzeugung hatte den vollen Beyfall ihrer Vernunft; sie pries sich glücklich, daß die Sache eine so erwünschte Wendung genommen hatte, sie wollte sich herzlich des gelungenen Planes freuen, zu dem sie selbst mitgewirkt hatte: aber — welches unbegreifliche Räthsel ist das menschliche Herz! Jetzt, da sie am Ziele ihrer Bemühungen zu stehen, da Oliviers Leidenschaft geheilt, und der schöne Traum, mit dem sie sich vor kurzer Zeit noch so gern unterhalten hatte, erfüllt schien, jetzt fühlte sie eine Art von widriger Empfindung dabey, und die Vorstellung von Oliviern, wie er, von aller Liebe für sie frey, unbekannt mit der Freude, mit welcher sie zu seinem Glücke beygetragen hatte, unbekannt mit

der Quelle, woraus dieſe Freudigkeit gefloſſen war, wie ein gleichgültiger Freund an der Hand ſeines geliebten Mädchens vor ihr ſtand, hatte etwas unausſprechlich Peinliches für ſie. Sie fühlte dieſen Widerſpruch zwiſchen ihren Empfindungen und ihrer Überzeugung, ſie hielt ihn abermahls für Wirkung der Eitelkeit, der Selbſtſucht, ſie beſtrafte ſich dafür. Vergebens! das Bild verlor nichts von ſeiner Widrigkeit. Nun beobachtete ſie Hildegarden mehr als ſonſt; ſie muſterte alle Reitze, alle Vorzüge des Mädchens, ſie verglich ſie mit ſich ſelbſt, und fand endlich, was außer ihr wohl niemand gefunden haben würde, daß ihre bereits ausgebildete Geſtalt den Wettſtreit mit dieſer aufblühenden Roſenknoſpe nicht aushalten könnte, und daß, wenn auch Hildegarde ihr noch an Reitzen der Seele, an Kenntniſſen und Ausbildung des Charakters nachſtände, ſie doch derſelben Bildung fähig wäre, und ſie unter Hauteville's Leitung gewiß erhalten würde. Und konnte nicht gerade dieſe Unbefangenheit, dieß Anſchmiegen, dieſer reine Kinderſinn, den das einfache Landmädchen aus ihren erſten Jahren in die verkünſtelte Welt herüber gerettet hatte, ſelbſt ihre Unſelbſtſtändig-

keit zum unwiderſtehlichſten Bande für Oliviers großes, ſtolzes und ſeiner Kraft ſich bewußtes Herz werden? Je mehr ſie dieß alles überlegte, je wahrſcheinlicher wurde es ihr, daß Olivier Hildegarden liebe. Auch ſprach man bereits bey Hofe davon, und jedermann glaubte, daß er ſie für ſich erziehen und endlich heirathen würde. Ihr entgingen dieſe Reden nicht, ſie beſtärkten ſie in ihrer Meinung, ſie ſah Oliviern halb und halb als das Eigenthum einer Andern an, ſie wollte ihn natürlich und unbefangen behandeln, und behandelte ihn kalt und ungleich; ſie war unzufrieden mit ihrem eigenen Betragen, und wollte es verbeſſern, aber es gelang nicht, und gerade dieß band Oliviern, anſtatt ihn zu heilen, immer feſter und feſter an ſie, und machte ſeinen Kampf ſchwerer, ſeinen Sieg unmöglicher.

Percy war ſehr erſtaunt, bald nach ſeiner Zurückkunft die Sachen eine ſolche Wendung nehmen zu ſehen. Er hatte die Prinzeſſinn und Oliviern mit einander bekannt gemacht, und ſich von dieſem freundſchaftlichen Verhältniſſe erwünſchte Folgen verſprochen, er hatte ihre gegenſeitige Achtung noch während ſeiner Anweſenheit zunehmen ſehen, und in Adelindens Brie-

fen die Bestätigung davon gefunden; und jetzt, da er zurück kam, sah er zu seinem Erstaunen, daß Olivier sich immer mehr und mehr von der Prinzessinn und dem ganzen Hof entfernte, daß er sich fast ganz allein auf den Umgang mit seinen Verwandten beschränkte, immer tiefsinniger und finsterer wurde, und daß Adelinde ihn kalt, und zuweilen, wie es schien, launisch behandelte. Es war entschieden, daß hier etwas vorgefallen seyn mußte. Aber was? Percy hatte einst geliebt, und zwar sehr unglücklich; denn durch tausend Umstände und Zufälle unwiderstehlich fortgerissen, war seine Neigung auf eine, jetzt verstorbene, Schwester des Königs gefallen. In seinem Herzen, in der Erinnerung an jene Gefühle glaubte er nun den Schlüssel zu dem Geheimnisse gefunden zu haben, und er zitterte vor dem Gedanken, daß er sich nicht geirrt haben könnte. Daß Adelinde Oliviern liebe, war ihm nicht wahrscheinlich, aber er vermuthete, daß sie seine verborgene Leidenschaft bemerkt habe, und ihn nun freylich nicht auf die klügste Weise davon zu heilen suchte. Mit ängstlicher Erwartung harrte er nun auf eine Gelegenheit, wo er sich ganz überzeugen, und dann die besten

Maßregeln zur Verhüthung größeren Unglücks nehmen könnte.

Adelinde sang und spielte die Harfe sehr gut; und diese Talente waren oft in ihren Abendzirkeln die liebste Unterhaltung des Königs und die Freude der Anwesenden gewesen. Jetzt hatte sie seit einiger Zeit, wenigstens in Hauteville's Gegenwart, vermieden, zu spielen und zu singen, um auch nur bey der Möglichkeit, daß er sie liebe, sich in keinem zu vortheilhaften Lichte vor ihm zu zeigen. Einst, als sie mit Hildegarde allein war, fiel das Gespräch auf die Musik, und Hildegarde sagte ihr, daß sie anfange, die Laute zu spielen, und daß Olivier ihr Lehrmeister sey. Adelinde war sehr verwundert, zu hören, daß Olivier Musik verstände.

„O, er singt auch vortrefflich!" sagte Hildegarde.

„Er singt?" fragte Adelinde noch erstaunter.

„O ja, er hat eine unendlich angenehme Stimme, und weiß die schönsten Lieder und Romanzen, und ich glaube, er dichtet und setzt sie alle selbst; wenigstens sind es immer neue, die ich sonst von niemand höre, und bey nahe alle von einerley Inhalt.

„Und was ist das für ein Inhalt?"

„Meistens Klagen über ein trauriges Schicksal und über eine unglückliche Liebe. Der arme Vetter! er ist nichts weniger als vergnügt, und er verdiente so sehr, es zu seyn."

Hildegarde schwieg wehmüthig still; auch Adelinde antwortete nicht. Nach einer Pause fragte sie mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Hast du nie erfahren, oder auch nur vermuthen können, wer der Gegenstand seiner Liebe ist?"

„Niemahls, Eure Hoheit! Ich habe hin und her gesonnen, und an alle Damen, die ich kenne, gedacht, aber es ist keine von allen; sie wären seiner auch nicht werth. Nur eine einzige Vermuthung habe ich —"

„Und welche?" fragte Adelinde hastig.

„Ich habe einmahl etwas von einer Gräfinn gehört, — mein Gott, der Nahme ist mir entfallen, die mein Vetter noch zu Hause bey uns als Mädchen gekannt und sehr geliebt haben soll. Sie soll außerordentlich schön gewesen seyn; aber sie hat meinen guten Vetter ausgeschlagen, und einen reichen, schönen Mann geheirathet. Ich kenne die Frau nicht; aber ich könnte sie hassen, wenn ich wüßte, daß sie es ist, die meinen Vetter unglücklich macht.

Diese Ergießungen eines treuen, dankbaren Herzens bewegten Adelinden tief, und ihr Auge wurde feucht. Sie drückte Hildegarden die Hand, und sagte mit gerührter Stimme: „Du bist ein gutes Mädchen, und verdienst die ganze Liebe deines edlen Vetters. Auch ich wünsche von Herzen, ihn glücklich zu sehen, und Gott ist mein Zeuge, wie gern ich dazu beygetragen hätte."

Hildegarde küßte der Prinzessinn innigst gerührt die Hand, und dankte ihr für ihre gütige Theilnahme. Adelinde lenkte, um sich nicht noch mehr zu erweichen, das Gespräch auf etwas anderes; aber tief in ihrem Herzen blieb der sanfte, wehmüthige Eindruck zurück, den des Mädchens herzliche Anhänglichkeit und ihre Schilderung von Oliviers Güte und Unglück erregt hatten.

Den Abend desselben Tages brachte der König, wie gewöhnlich, bey der Prinzessinn zu. Percy und Olivier waren gegenwärtig, und das Gespräch fiel auf die Musik. Der König ersuchte Adelinden, doch wieder einmahl etwas zu singen und zu spielen. Sie warf einen ernsten Blick auf Hauteville, der in sich gekehrt am Fenster stand, und lehnte es ab; aber alle Anwesenden drangen in sie, Hildegarde bath mit freundlichem

Ungestüme, der König befahl, und sie mußte gehorchen. Hildegarde sprang fort, und brachte die Harfe. Die Prinzessinn stand auf, und indem sie an Olivier vorüber ging, flisterte sie ihm freundlich und leise zu: „Vor einem Meister, wie Sie sind, Graf, sollte ich es wohl nicht wagen zu spielen." Olivier erröthete, verneigte sich, und sagte gleichfalls leise: „Ich sehe, daß mich Hildegarde verrathen hat; aber Eure Hoheit würden die ganze Gesellschaft und mich zu sehr bestrafen, wenn Sie sich durch solche ungegründete Vermuthungen abhalten ließen."

Adelinde antwortete bloß mit einer leichten Neigung des Kopfes, setzte sich, und nahm die Harfe in den Schooß. Sie spielte einige gleichgültige Stücke, ohne sie mit der Stimme zu begleiten. Percy beobachtete Oliviern; aber dieser sah vor sich nieder auf den Boden, auf dem er sinnend und finster mit der Spitze seines Degens Figuren zog. Nur selten fiel ein heißer Blick auf die Fürstinn, und kehrte eben so schnell wieder auf die Erde zurück. Endlich bath Percy selbst die Prinzessinn, zu singen; und alles stimmte mit ein. Adelinde konnte sich nicht länger weigern; sie griff also in die Saiten, und bereitete in düsteren Minortönen die Hörenden auf die

feyerliche Trauer eines Gesanges vor, welcher, Olivier mochte Adelinden oder die Gräfinn Wiltek lieben, nur zu viele Stellen hatte, die sein Herz tief bewegen mußten. Es war ein Lied, das ihre unglückliche Mutter sie gelehrt hatte, und das ihr um dessentwillen von jeher theuer war. Sie hob an:

Die Nacht bricht an; mit leisen Lüften sinket
Sie auf die müden Sterblichen herab.
Der sanfte Schlaf, des Todes Bruder, winket,
Und legt sie freundlich in ihr täglich Grab.
Jetzt wachet auf der lichtberaubten Erde
Vielleicht nur noch die Argliſt und der Schmerz;
Und jetzt, da ich durch nichts gestöret werde,
Laß deine Wunden bluten, armes Herz!

Versenke dich in deines Kummers Tiefen,
Und wenn vielleicht in der zerriſſnen Brust
Verjährte, halb vergeſſne Leiden schliefen,
So wecke sie mit grausam süßer Luſt!
Berechne die verlornen Seligkeiten,
Zähl' alle Blumen in dem Paradies,
Woraus in deiner Jugend goldnen Zeiten
Die kalte Hand des Schickſals dich verstieß!

Du haſt geliebt, du haſt das Glück empfunden,
Dem jede Seligkeit der Erde weicht,
Du haſt ein Herz, das dich verstand, gefunden,
Der kühnſten Hoffnung schönes Ziel erreicht.

Da stürzte dich ein grausam Machtwort nieder
Aus deinen Himmeln, und dein stilles Glück,
Das allzu schöne Traumbild, kehrte wieder
Zur bessern Welt, aus der es kam, zurück.

Zerrissen sind nun alle süßen Bande;
Mir schlägt kein Herz mehr auf der weiten Welt!
Was ist's, das mich in diesem Schattenlande,
In dieser todten Einsamkeit noch hält?
Nur Einen Lichtstrahl seh' ich fernher blinken;
Im Götterglanz erscheint die heil'ge Pflicht:
Und wenn des müden Geistes Kräfte sinken,
So sinkt der Muth, den sie mir einflößt, nicht.

Was Percy gewollt, und Adelinde geahndet hatte, geschah. Der Gesang wirkte sichtbar auf Olivier. Er enthielt sein Schicksal, den ganzen Zustand seines Herzens; und sie, die er liebte, sie war es, die seine Klagen in ihre Saiten sang.

Percy verwandte kein Auge von Olivier. Er sah die dunkel glühenden Blicke, die er scheu auf Adelinden häftete, er sah die Seufzer, die seine Brust schwellten, und die er nur mühsam unterdrückte. Alle Saiten seines Herzens schienen in den Gesang mitzutönen; seine Bewegung wurde immer stärker, und er verließ endlich das Zimmer, ehe noch das Lied zu Ende war. Niemand bemerkte seine Entfernung, als Percy und

die Prinzessinn, die, während das letzte Ritornell des Liedes in einigen dumpfen, einzelnen Accorden erstarb, ihm mit einem wehmüthigen Blicke nachsah. Erst nach einiger Zeit kam er wieder, und beyde glaubten noch in seinen verstörten Zügen die Spuren der heftigen Bewegung zu sehen.

Eine der anwesenden Damen forderte nun auch Hildegarden zum Singen auf, von deren schönen Stimme sie gehört hatte. Das Mädchen erröthete bis unter die Locken, und mit einem ängstlichen Blick auf Olivier verneigte sie sich schweigend.

„Sie singen, Fräulein?" fragte der König. „Nun so lassen Sie uns Ihr Talent bewundern."

Hildegarde schwieg noch immer, und sah Oliviern verlegen an.

„Was haben Sie denn immer auf Ihren Cousin zu blicken? Maßt er sich vielleicht jetzt schon an, etwas zu verbiethen oder zu erlauben? fragte der König scherzend. Dazu ist noch Zeit, wenn er einmahl das Recht haben wird. — Allons! singen Sie, Fräulein, und kehren Sie sich nicht an Ihren Cousin!"

„Ich komme in einen seltsamen Verdacht," fiel Olivier ein. — „Hildegarde ist vollkommen

Meisterinn ihrer Handlungen; ich habe ihr nichts weder zu befehlen noch zu erlauben."

„Aber du weißt doch," rief diese, und erröthete noch mehr — „du weißt doch, daß ich nicht ohne Begleitung singen kann, und du selbst —"

Eine widrige Empfindung mahlte sich in Oliviers Zügen; er schwieg unwillig. — Adelinde sah seine Bewegung; sie errieth ihn, und es fing an, ihr leid zu thun, daß dieß Gespräch auf die Bahn gebracht worden war. Indessen war nichts mehr zu thun. Man ließ nicht nach, in das ängstliche Mädchen zu dringen, bis sie gestand, daß Hauteville sie immer auf der Laute begleite. — Er konnte es nicht versagen; es wurde um sein Instrument geschickt, und er mußte sich nun entschließen, was ihm das Peinlichste auf der Welt war, vor einer zahlreichen Gesellschaft — vor Adelinden selbst zu spielen.

Fräulein von Hochberg war fortgegangen, um seine Laute hohlen zu lassen; sie kam jetzt damit. Adelinde stand auf, nahm sie ihr ab, und brachte sie Oliviern, indem sie ihm mit unaussprechlicher Freundlichkeit zuflisterte: „Ich weiß auch, daß Sie singen, Graf Hauteville; aber ich werde Sie nicht verrathen. Hätte es bey mir allein gestanden, so wäre Ihnen auch dieß"

— sie zeigte auf die Laute — „erspart worden. Lassen Sie mich also Ihren Unwillen nicht entgelten, und denken Sie nur an das Vergnügen, das mir Ihr Spiel machen wird."

Diese leise gesprochenen Worte, bey welchen ihr Athem fast an seine Wange streifte, die himmlische Güte, die aus ihren Augen leuchtete, die zarte Schonung in ihrem Betragen überraschten sein Gefühl. — „Prinzessinn!" rief er mit unterdrückter Stimme, „o welches Opfer könnte eine solche Güte nicht vergelten!" Er küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, ergriff die Laute, winkte Hildegarden, die noch immer ein bischen ängstlich dastand, und machte ihr durch seine Freundlichkeit Muth. — Sie sang mit voller, schöner Stimme, und erhielt allgemeinen Beyfall. Jetzt verlangte der König, daß sich Olivier auf der Laute sollte hören lassen; denn sein Spiel hatte den Meister verrathen. Er stand an; aber Adelinde bath ebenfalls, und nun ergriff er die Laute, irrte eine Zeit lang wie ungewiß auf den Saiten, und ließ sie dann alle Gefühle seines tief bewegten Herzens in wechselnden Harmonien ausdrücken. Der Schmerz unglücklicher Liebe, das Entzücken täuschender Hoffnung, die sanften Klagen verkannter Zärtlichkeit tönten von

seiner Laute, und bezauberten den still horchenden Kreis der Zuhörer. Aber nur zwey Herzen verstanden den Sinn seiner Harmonie, Percy und Adelinde, nur mit dem Unterschiede, daß der unbefangene Percy in Oliviers brennenden Blicken, die er nicht auf Adelinden zu richten wagte, und in der großen Bewegung, die er an ihm bemerkte, die vollständige Erklärung seiner tönenden Hieroglyphen fand, während vor Adelindens Seele das Bild der schönen Wiltek schwebte, und in das sympathetische Gefühl, das Oliviers Töne erregten, eine widrige Empfindung mischte. Dennoch riß die Wahrheit des Ausdrucks dieser Musik sie hin; sie versank in Träume und Empfindungen, und die Harfe, an die sie sich gelehnt hatte, entglitt ihren Armen. Bey dem kleinen Geräusche, das sie machte, heftete Olivier sein Auge auf Adelinden, und sah in ihren sinnenden Blicken, in dem Ausdruck ihrer Züge und in der entglittenen Harfe den schönsten Triumph seiner Kunst. Eine lebhafte Melodie wirbelte nun durch die Saiten, und drückte Oliviers stolze Freude aus; und in diesem frohen Ausdrucke schloß er sein Stück. Ein lauter, lebhafter Beyfall der ganzen Gesellschaft lohnte seine Bemühung nur schwach gegen den Preis, den

er in Adelindens Rührung gefunden hatte. Aber jetzt fiel es dem Könige ein, daß er Adelindens Gesang begleiten sollte; und als er sich damit entschuldigte, daß er die Gesänge der Prinzessinn nicht kennen würde, fand der König gleich eine Abhülfe, indem er ihr auftrug, dem Grafen die Melodie ein paar Mahl vorzuspielen, die dieser dann gewiß bald treffen würde. Man mußte gehorchen, und Adelinde spielte ihm theilweise vor, was er mit zitternden Fingern nachzuahmen versuchte.

So ungeschickt war er nie gewesen. Seine Finger bebten, und vermochten kaum, die Saiten gehörig zu erschüttern. Adelinde sah ihn an; sie bemerkte die leidenschaftlichen Blicke, die er scheu auf sie heftete, und die, wenn ihr Auge das seine traf, schnell auf die Laute fielen, das Zittern seiner Hand, die Unfähigkeit, eine leicht faßliche Melodie nachzuspielen, seine Verwirrung — und der Gedanke: er liebt dich dennoch, er hat nie aufgehört, dich zu lieben! goß eine hohe Gluth auf ihre Wangen, und begeisterte in diesem Augenblicke, ihrer Vernunft und Überzeugung zum Trotz, ihr Spiel. Sie spielte schöner als je. Endlich hatte Olivier das Lied begriffen. Adelinde lehnte sich an die Harfe und

erhob ihre Stimme. Olivier fand seine Besinnung und Geschicklichkeit wieder; und nun begann ein Wettstreit des Gesanges und der Laute, wie nur Liebe und höchste Begeisterung der Kunst ihn hervorbringen können. Nie hatte Adelinde ausdruckvoller gesungen, nie hatte Olivier besser gespielt. Es war zweifelhaft, wer von beyden den Vorzug verdiente. Wenn Adelindens Stimme rein und weich durch die Töne gleitete, so glaubte man nie etwas Schöneres gehört zu haben; aber wenn sie schwieg, und Oliviers Saiten in kühnen Flügen und vollen Accorden das Thema ihres Gesanges wiederhohlten und ausführten, und seine Töne das verschönerte Echo der ihrigen schienen, neigte sich der Beyfall auf seine Seite. Es war, als ob Ein Geist beyde beseelte, als ob sie sich ohne Worte in den leisesten Tönen verständen, als ob sie von je her mit einander gespielt und gesungen hätten. Der Genuß dieses Abends war dem Könige so angenehm, daß er ihnen sogleich ankündigte, daß diese Art von Unterhaltung öfter wiederhohlt werden müßte, und daß sie sich nun in gemeinschaftlichen Musikstunden üben sollten.

Es gab nun eine Menge Veranlassungen, die Hautevillen in Adelindens Gesellschaft zo-

gen und bey ihr feſt hielten. Die Prinzeſſinn ſang und ſpielte vortrefflich; aber ſie war noch weit von der Höhe der Kunſt entfernt, auf der Olivier bereits ſtand, der nicht allein nachahmender Künſtler, ſondern ſelbſt Erfinder und Schöpfer war. Sie wünſchte ſeinen Unterricht; ſie lernte leicht und begierig, und war froh, ihm immer mehr zu danken zu haben. Jede neue Fertigkeit, jede neue Einſicht, die ſie durch ihn erhielt, hatte doppelten Werth für ſie, und das Verhältniß einer Schülerinn zu ihrem Lehrer, in welchem ſie jetzt mit dem Manne, dem ſie längſt ſo ſehr verpflichtet war, ſtand, war ihr unendlich anziehend und angenehm. Freylich dachte ſie zuweilen an die Gefahr, welche ein ſolches Verhältniß, wenn er ſie wirklich liebte, ſeiner Ruhe und ſeinem Glücke drohe; aber ſie ſah keine Möglichkeit es zu ändern, da dieſe Muſikübungen eine Quelle von Vergnügungen und Erhohlungen für ihren geliebten Vater waren, dem ſie ſo gern Freude machte. Wenn ſie manches Mahl recht reiflich nachgedacht und gefunden hatte, daß es ſchlechterdings nothwendig ſey, ihn zu heilen, und ſeiner Leidenſchaft jede Hoffnung und Nahrung zu benehmen, ſo betrug ſie ſich einige Zeit ernſter und zurückhaltender.

Olivier, der ſich nie die geringſte Hoffnung erlaubt hatte, glaubte in dieſem Zurückhalten Laune oder auflodernden Stolz zu finden, und bewachte jede ſeiner Reden und Handlungen um ſo ſtrenger. Adelinde konnte nun einige Tage keine verrätheriſche Spur von Liebe oder nur von zärtlicherer Freundſchaft entdecken. Sie meinte, daß ſie ſich doch über die Quelle mancher ſeiner Äußerungen geirrt haben könnte, und überließ ſich wieder ohne Scheu ihrer natürlichen Herzlichkeit und dem freundſchaftlichen Hange, der ſie immer ſtärker an den edlen Hauteville zog; und dieſer verlor dann bald die Macht, dem Zauber zu widerſtreben. Es gab Augenblicke, wo ein Funke von Liebe durch die angenommene Maske blitzte, und Adelinde fing erſchreckt wieder ihr voriges Spiel an. So zogen und ſtießen ſich ihre Herzen wechſelweiſe an und ab, eine unaufhörliche Ebbe und Fluth von Gefühlen ſtrömte durch ihre Seelen; und Adelinde, obwohl es ihr nicht einfiel, ſich's zu geſtehen, war nichts weniger als gleichgültig gegen Hauteville, deſſen Geſtalt ihr bey weiten nicht mehr ſo häßlich ſchien, als vorher. Hierüber beruhigte ſie ſich mit der allgemeinen Beobachtung, daß man ſich endlich an alles gewöhne, und auch der widrig-

ſte Eindruck auf die Länge nicht mehr bemerkt wird; und die Quelle der Unruhe in ihrem Innern und des Zwieſpalts ihrer Vernunft und Empfindung ſuchte und fand ſie in dem Zweifel, worin ſie noch immer über Oliviers eigentliche Geſinnung ſchwebte, und in dem ſonderbaren Verhältniſſe, das deßwegen zwiſchen ihnen beſtand, und worin ſich mit Würde zu behaupten und weder ihrem Stolze noch der Ruhe ihres Freundes etwas zu vergeben, ihr eine ſo ſchwere Aufgabe ſchien, daß ſie ſich alle Stürme und Bewegungen ihres Herzens leicht daraus erklären zu können glaubte.

Percy beobachtete mit liebevoller Sorge ſeine beyden Lieblinge, und beſchloß endlich gerade zu zu handeln, und beyden den Abgrund zu zeigen, an welchem ſie mit geſchloſſenen Augen wandelten. Eine reifere Überlegung hieß ihn dieſen Plan zum Theile wieder aufgeben. Er ſah wohl ein, daß Adelindens Empfindungen für Oliviern erſt ſeit einiger Zeit eine größere Lebhaftigkeit zu erhalten anfingen, und daß ſie ſelbſt nicht ahndete, wohin dieſe Lebhaftigkeit ſie führen könnte. Er hielt es daher für beſſer, nicht darüber zu ſprechen, den gefährlichen Nahmen der Liebe nicht zu nennen, und die zarten

Schranken, welche Unwissenheit und der Gedanke der Unmöglichkeit um ihr Herz zogen, nicht nieder zu reissen, weil das klare Bewußtseyn ihrer Empfindung und die Übersicht ihrer Folgen bey ihrem Hange zur Schwärmerey leicht die glimmende Leidenschaft zur hellen Flamme anfachen und sie zu einem Entschlusse hätte verleiten können, der seinen Absichten ganz zuwider gewesen wäre. Bey Olivier hatte er das nicht zu befürchten. Er sah, daß dieser sich über den Zustand seines Herzens nicht täuschte, und mit welcher Gewalt er gegen eine Leidenschaft kämpfte, in die ein feindliches Schicksal ihn immer weiter fort zu reissen schien. Er ging daher gerade zu ihm, und sagte ihm mit eben so viel Offenherzigkeit als Schonung die Entdeckung, die er gemacht hatte. Dieses Betragen, das Wohlwollen, das aus jedem Worte hervor leuchtete, die Stärke und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe wirkten mächtig, aber freundlich auf Oliviers Herz. Er gestand Percyn alles ohne den geringsten Rückhalt, er sagte ihm mehr, als Percy geahndet hatte; und als er mit der schmerzenden Erzählung seiner Kämpfe und Leiden fertig war, rief er aus: „Sehen Sie, Graf Percy, so habe ich gestritten mit aller

Kraft meiner Seele, mit aller Gewalt meiner Vernunft; aber jetzt vermag ich nichts mehr. Mein Untergang iſt unvermeidlich, meine Kräfte ſind erſchöpft; ich kann dem Strome nicht länger widerſtehen, der mich fort reißt. Wenn Sie mich lieben, wenn Sie mein Freund ſind, wie Ihr heutiges Verfahren mich hoffen läßt, ſo ſtehen Sie mir bey, leihen Sie mir Ihren Rath, Ihre Beſinnung, helfen Sie mir kämpfen; und wenn Sie mich nicht retten können, ſo bedauern Sie mich, und verdammen Sie einen Unglücklichen nicht, deſſen ſchwaches Herz ſeinem Schickſale unterlag."

Die letzten Worte ſagte Olivier mit gebrochener Stimme, indem er ſich an Percy's Bruſt warf, und ſtumm in dieſer Stellung blieb. Percy ſchwieg eine Weile gerührt; dann richtete er ihn ſanft auf, er ſprach ihm Muth ein, er verhieß ihm einen gewiſſen Sieg, und ſchlug ihm zuletzt, als das zweckmäßigſte, nächſte und einzige Mittel, eine ſchleunige Entfernung vor. Hauteville erſchrak. So ernſt auch ſein Wille war, ſo ſchauderte doch ſein ganzes Weſen vor dem Gedanken einer Trennung von Adelinden; und es brauchte lange, ehe Percy ihn mit aller Macht der Freundſchaft und der Vernunft von der

Nothwendigkeit dieſes Schrittes überzeugen konnte. Endlich brachte er es dahin, daß Olivier ſeinen Gründen wich und den Entſchluß faßte, ſich zu entfernen, wie ſehr auch ſein Herz bey dem Gedanken, die Prinzeſſinn nimmer zu ſehen, blutete. Er ſchrieb den folgenden Tag ſogleich an ſeinen Herzog, und bath ihn unter dem Vorwande, daß ſeine Geſundheit gelitten habe, um die Erlaubniß, auf einige Zeit nach W** oder in die Schweiz zurück kehren zu dürfen, um ſich zu erhohlen.

Als der Brief geſchrieben und abgeſchickt war, fühlte er ſich viel leichter als vorher; ſein Gefühl erhob ſich und gab ſeinem Herzen eine Art von Ruhe, deren er ſchon lange entbehrt hatte.

Die Antwort des Herzogs kam bald. Trotz des feſten Entſchluſſes, ſich von Adelinden los zu reiſſen, hielt er den Brief eine Weile unentſchloſſen in der Hand, und ſcheute ſich, die Beſtätigung des Urtheils, das er ſich ſelbſt geſprochen hatte, darin zu leſen. Endlich erbrach er ihn und las eine ſehr ſchmeichelhafte Entſchuldigung des Herzogs, daß es ihm unmöglich ſey, Hautevillen eher von den Geſchäften am S*ſchen Hofe zu befreyen, bis er einen würdigen Nachfolger für ihn gefunden habe, daß er ihn aber

ſchon lange, und liebt ſie noch mit der eigenſinnigſten Anhänglichkeit, obwohl ſie längſt verheirathet iſt."

„Nun? und dieſe Wiltek?" rief die Prinzeſſinn etwas ungeduldig, „wie hängt ſie mit Hauteville's Reiſe zuſammen?"

„O ſehr genau. Mein Vetter hatte die Gräfinn zum letzten Mahl am Hofe zu W** geſehen, als ſie noch mit ihrem erſten Manne, dem Grafen von Hanau, verheirathet war. Während mein Vetter in der Schweiz bey ſeinen Ältern war, ſtarb der Graf; und die Gräfinn heirathete den ſchönen Grafen Wiltek. Mein Vetter hat ſie nicht wieder geſehen. Sie ging mit ihrem Manne auf ſeine Güter; und dieſe Güter grenzen an Graf Percy's Herrſchaften. Verſtehen Eure Hoheit nun, was das bedeutet, und ob ich Unrecht hatte, einen Zuſammenhang zwiſchen dieſer Reiſe und jener Geſchichte in W** zu vermuthen?"

Die Prinzeſſinn ſchwieg unmuthig und betroffen ſtille. Was hätte ſie Hildegarden antworten können, das nicht die Stimmung ihrer Seele verrathen hätte? Des Mädchens Vermuthung hatte große Wahrſcheinlichkeit; ja, wenn ſie Oliviers ungleiches, oft kaltes Betragen gegen ſie,

seinen schnellen Entschluß zur Reise und seine ehemahligen Verhältnisse mit Claren zusammen hielt, wurde diese Vermuthung bey nahe zur Gewißheit. Hildegarde stand erwartend da. Adelinde mußte endlich antworten; das Mädchen schien auf ein kleines Lob ihres Scharfblicks zu rechnen. „Du magst Recht haben," sagte die Prinzessinn mit aller Gleichgültigkeit, die sie erzwingen konnte; „das wird die Ursache seiner Reise seyn. Aber du mußt dich gegen ihn nichts merken lassen, daß du ihn errathen hast, und auch sonst niemanden was davon sagen."

„O, sorgen Eure Hoheit nicht! Oliviers Geheimniß ist mir heilig, wenn er mir es auch nicht selbst vertraut hat. Er ist unglücklich genug durch eine hoffnungslose Liebe, und soll durch mich nicht noch ein Gegenstand des Spottes und der Klätscherey werden."

Hildegarde plauderte noch lange fort, ohne daß Adelinde sie unterbrach. Ihre Seele war zu beschäftigt mit den Gedanken, die des Mädchens Erzählung in ihr erregt hatten. Es war also mehr als wahrscheinlich, daß sie nicht geliebt wurde, daß sie sich arg getäuscht, und für Ausbrüche verhehlter Zärtlichkeit gehalten hatte, was Trauer und Sehnsucht um einen ganz andern

Gegenstand war. Oliviers Seufzer hatten nicht ihr gegolten; sein Herz war nicht von ihrem Bilde erfüllt. — Alle Schonung, — alles zarte Mitleid, womit sie seine unglückliche Leidenschaft für sie zu behandeln gestrebt hatte, war an ein Phantom verschwendet; und sie auf dem Puncte gewesen, sich durch eine Einbildung, die man ihr als übertriebene Eitelkeit hätte auslegen müssen, lächerlich zu machen. So entspann sich ein unangenehmer Gedanke aus dem andern, und füllte ihre Seele mit Scham, Reue und Verdruß, dessen Gegenstand bald sie selbst und ihre Leichtgläubigkeit, bald und mit größerer Lebhaftigkeit Olivier selbst war. Sie zürnte auf ihn, und sie mußte sich doch gestehen, daß er unschuldig war, und daß das ganze Mißverständniß bloß in ihrer Täuschung und zu schwärmerischen Ansicht der Dinge seinen Grund hatte. Sie war mit sich selbst höchst unzufrieden, und ihre Laune durchaus verdorben.

Es vergingen zwey Tage, ohne daß sie Hautevillen sah. Endlich kam er und entschuldigte sein Wegbleiben mit den Zurüstungen zu seiner Reise. Die Prinzessinn hatte indessen in ihrer Vernunft und ihrem beleidigten Stolze Kraft genug gefunden, um das passendste Betragen

für ihre Lage anzunehmen. Sie empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit, und unterhielt sich lange ganz unbefangen mit ihm über seine Reise.

Als er sich entfernt hatte, gab sie sich selbst Beyfall über ihr Verfahren, und erwartete sehr gefaßt den Tag, wo er seinen Abschiedsbesuch machen sollte, und der sehr nahe war.

Er kam; und Adelinde fiel ein wenig aus ihrer Rolle, als sie Oliviers finstere Blicke und seinen sichtbaren Kummer sah. Sie konnte sich nicht enthalten, recht viel von Percy's Gütern und ihrer angenehmen Nachbarschaft zu sprechen. Er antwortete mit aller Ruhe und Unbefangenheit, die ihm seine gänzliche Unschuld gab. Adelinde erstaunte darüber, und beschuldigte ihn in ihrem Herzen der feinsten Heucheley. Sie verlor nach und nach ihre Freundlichkeit und ihren Gleichmuth, womit sie ihn zu entlassen gedachte; sie wurde kalt, steif, zuweilen gar spöttisch. Hauteville hielt sich standhaft, und kein Wort verrieth den Sturm, der in seinem Innersten wüthete. So bald er den Hof verlassen hatte, eilte er nach Hause, warf sich in seine Reisekleider und flog zu Percy, der ihn nicht so zeitig erwartet hatte.

Sie waren nun abgereiſet; und die Prinzeſſinn beſtrebte ſich vergebens, die Leere nicht zu bemerken, welche Oliviers Entfernung in dem Kreiſe zurück ließ, der ſie zunächſt umgab. Ihren Abendzirkeln mangelte der Reitz eines geiſtvollen anziehenden Geſprächs, ihre Muſikübungen waren unvollſtändig; denn es fehlte die begleitende Laute, von ſeiner Meiſterhand geſpielt, bey jedem Stücke, und noch mehr das tiefe zarte Intereſſe einer vollkommenen Übereinſtimmung ihrer beyderſeitigen Gefühle, das nur in der wortloſen Sprache der Saiten ſich ungeſcheut äußern durfte, und das Adelinde oft mit inniger Freude bemerkt hatte. Vergebens ſuchte ſie durch vermehrte Geſchäfte, abwechſelnde Arbeiten und Unterhaltungen die Lücken in ihrer Tagesordnung auszufüllen und ein Gefühl zu übertäuben, das mit jedem Tage in ihrer Seele lauter ward. Olivier fehlte ihr überall. In ſeiner Abweſenheit hörte der Streit ihrer Vernunft mit ihrem Herzen auf; ſeine Vorzüge und Verdienſte um ſie beſchäftigten ihre Einbildungskraft ungeſtört. Der Zwang, den ihr ihr räthſelhaftes Verhältniß gegen ihn, als er noch da war, aufgelegt hatte, löſ'te ſich in ein reines Gefühl von Sehnſucht auf; und nicht einmahl

der Anblick seiner Gestalt störte den Einklang ihrer Empfindungen. Hildegarde mußte oft zu ihr kommen. Sie brachte ihr die Briefe, die ihr Vetter an ihre Mutter und sie schrieb, sie lasen sie gemeinschaftlich; und Adelinde suchte und fand in den Worten, in welchen Hildegarde oft nichts als gleichgültige Äußerungen sah, einen bedeutungsvollen Sinn, der sie abwechselnd mit angenehmen oder peinlichen Empfindungen erfüllte.

Schon waren mehrere Wochen vergangen, als Olivier Nachrichten von seinem Herrn, dem Herzoge, erhielt. Sie wurden ihm aus der Hauptstadt auf's Land nachgeschickt; und er erbrach die Briefe in seines edlen Wirthes, Graf Percy's, Gegenwart. Der Herzog meldete ihm eigenhändig den Tod seiner Gemahlinn, die lange gekränkelt hatte, er sprach mit Anstand und würdigem Ernste von dieser Catastrophe; aber Olivier wußte nur zu wohl, daß der Tod hier ein Band gelöset hatte, das keinem der beyden Theile jemahls auch nur einen Schatten von Glück gewährt hatte, und konnte daher nicht anders, als sich über diese Nachricht freuen. Viel wichtiger aber und viel schmerzlicher war ihm ein Auftrag, der diesem Briefe folgte — ein

seltsamer, geheimnißvoller Auftrag seines Herrn, daß Olivier sich am Hofe zu S* im Stillen, und ohne den Wunsch des Herzogs bloß zu geben, erkundigen sollte, ob man wohl geneigt seyn möchte, eine nahe Verbindung mit dem W**-schen Hause einzugehen, mit einem Worte, ob man sich einer abschlägigen Antwort aussetzen würde, wenn der Herzog für seinen Thronfolger um die Prinzessinn Adelinde werben lassen würde?

Starr — mit Eiskälte in allen Gliedern legte Olivier das Blatt nieder; es flimmerte vor seinen Augen, er mußte sich setzen. Graf Percy sah ihn erblassen, und trat auf ihn zu: „Was ist's? was haben Sie, Graf Hauteville?" Olivier sah ihn an, mit erloschenen Augen, mit bebenden Lippen, unfähig, ein Wort vorzubringen; endlich stand er auf: „Verzeihen Sie, Graf Percy, es ist mir in diesem Augenblicke unmöglich, mich zu erklären; wir sehen uns bald wieder." Mit diesen Worten nahm er die Depeschen vom Tische und verließ das Zimmer.

In der Einsamkeit vertobte der Sturm seiner Gefühle; er wurde seiner selbst wieder mächtig, er konnte sich's klar machen, was nun zu thun, zu dulden, zu vollbringen seyn würde.

Der Thronfolger, Prinz Robert von Z**, war ein Mensch wie viele seines und anderer Stände, nicht schlimmer, aber auch nicht besser als die meisten — wohlgebildet, sittlich, gutmüthig, wenn keine Leidenschaft in's Spiel kam, voll kleiner Talente, arm an großen Eigenschaften, ein Mann, dessen Persönlichkeit, mit einem Throne verbunden, für jede andere Fürstentochter, die sonst ohne Rücksicht auf ihr Herz nur mit der Krone vermählt werden, ein bedeutendes Glück gewesen wäre, an dessen Seite aber eine Frau, wie Prinzessinn Adelinde, sich nie glücklich fühlen konnte. — Und für diesen Fürsten sollte er um ihre Hand werben? In dieses Mannes Arm sollte er sie übergehen sehen! — — Und in welches Andern Arm sonst?

Vermählt mußte sie später oder früher immer werden. Es war sicher darauf zu rechnen, daß diese Catastrophe nächstens eintreten, und seiner hoffnungslosen Leidenschaft der Stab gebrochen werden würde. Und wem konnte er sie denn lieber wünschen? Er dachte rings herum — unter den wenigen Bewerbern, die sich füglicher Weise um Adelindens Besitz hätten melden können, war Prinz Robert bey weiten der vor-

züglichſte; alle übrigen waren Greiſe oder vermählt, oder tief unter Roberts Werth.

So blieb denn kein anderer Ausweg übrig. Olivier kämpfte jeden eigenſüchtigen Einwurf ſeiner Liebe nieder; er wollte ſtark ſeyn, und er ward es. Gefaßt trat er am Abend in Graf Percy's Zimmer, und theilte ihm, dem ohne dieß die ganze Verhandlung kein Geheimniß bleiben konnte, den Auftrag ſeines Herzogs mit.

Graf Percy hörte ihn überraſcht und nachdenkend an. „Und was gedenken Sie zu thun, lieber Graf?"

„Was mein Herzog, meine Pflicht und meine Überzeugung fordern."

„Überzeugung? Junger Mann! darf ich Ihren Worten Glauben beymeſſen? Täuſchen Sie ſich nicht ſelbſt?"

Olivier ſetzte dem Grafen alles aus einander, was nach dem harten Kampfe dieſes Tages in ſeiner Seele klar geworden war, und Percy konnte gegen dieſe Anſichten nichts einwenden; ja er mußte geſtehen, daß er große Urſache habe zu glauben, Oliviers Anwerbungen würden günſtig aufgenommen werden. Bey dieſer Äußerung erblaßte der Jüngling, und in Percy's Auge trat eine Thräne. Mit Achtung und war-

mer Liebe schüttelte er ihm die Hand, dankte ihm für den Sieg, den er über sich selbst erfochten, und schloß mit den Worten: „Sie sollen mir jetzt nicht allein diesem harten Strauße entgegen gehen, ich begleite Sie zurück; meine Geschäfte hier können ein anders Mahl gethan werden."

Olivier dankte ihm mit Rührung, und der folgende Tag wurde zur Abreise nach S* fest gesetzt.

Hier hatte unterdessen eine neue Erscheinung die Aufmerksamkeit der großen Welt, und vor allen Adelindens, auf sich gezogen. Die Gräfinn von Wiltek war mit ihrem Manne am Hofe erschienen, wo dieser Geschäfte hatte. Man erzählte bereits, daß ihre zweyte Ehe auch nichts weniger als glücklich sey. Das Feuer der Liebe, das in beyden nur durch die äußern Vorzüge entflammt und durch keine innern unterhalten worden war, war bald verlöscht. Wiltek warf sich in den Strudel der Zerstreuungen, dem er bloß auf kurze Zeit entsagt hatte. Er stürzte sich recht absichtlich in die Netze, die von allen Seiten seiner Schönheit und seinem Reichthume gelegt wurden; und nur die guten Grundsätze einer sorgfältigen Erziehung und ein Rest

von Zuneigung für ihren undankbaren Gemahl hielten seine Frau zurück, diesem Beyspiele zu folgen. Indessen benahm sie sich höchst verkehrt; sie überhäufte ihren Gemahl mit Vorwürfen und Klagen, und machte ihm durch übel verhehlte Eifersucht, durch Auflauern und einige heftige Scenen, die ihre Kränkung und sein Leichtsinn herbey führten, sein Haus zu einem immer lästigeren Aufenthalte.

Sie wurde der Prinzessinn sogleich vorgestellt; und so viel diese auch erwartet hatte, so fand sie sich durch die Wirklichkeit doch noch überrascht. Sie mußte sich selbst gestehen, daß sie in ihrem ganzen Leben keine vollkommenere Schönheit gesehen habe. Sie nahm sie mit ausgezeichneter Freundlichkeit und Güte auf; und bald kannte sie Clarens ganzen Charakter, der ohne dieß nicht tief und durch keine Art von Verstellung oder auch nur Klugheit verhüllt war. Sie sah wohl, daß Clara nicht das Weib war, welches Oliviers heiße Liebe verdiente und rechtfertigte; aber sie erkannte ihre unverstellte Herzensgüte, ihre Sittsamkeit, ihre Frömmigkeit mit verdienter Achtung, und es wurde ihr begreiflich, daß diese wirklich schätzbaren Eigenschaften, verbunden mit außerordentlicher Schön-

heit und durch den Zauber erſter Jugendeindrücke erhöht, wohl im Stande ſeyn konnten, den jungen, tief fühlenden Mann in ſo lange dauernden Feſſeln zu halten. Sie ſah Claren oft und gern um ſich. Sie betrachtete das ſchöne Geſchöpf mit einem neidloſen Vergnügen; und der Gedanke, daß ſie wahrſcheinlich der Gegenſtand der Liebe ihres ſo innig geachteten Freundes, die unſchuldige Quelle aller ſeiner Schmerzen war, gab ihr in den Augen der edlen Prinzeſſinn ein zartes Intereſſe, in das keine niedrige Eiferſucht, kein Gefühl gekränkter Eitelkeit ſich miſchte. Olivier war ja für jede von ihnen verloren; aber es lag eine Art von trauriger Beruhigung für Adelinden in dem Gedanken, ſeiner erſten Geliebten, dem Weibe, das vielleicht jetzt noch der Gegenſtand aller ſeiner Wünſche war, recht viel Güte und Liebe zu zeigen, und dadurch ihren abweſenden Freund, dem ſie ſich ſo hoch verpflichtet fühlte, zu ehren.

Percy und Olivier kamen in S** an. Mit welchen Empfindungen der letzte ſich der Stadt näherte, läßt ſich leicht denken; aber ſie äußerten ſich durch nichts als durch ein tiefes Schweigen, das Percy nicht unterbrach.

Den andern Tag machten sie beyde dem Könige, der Prinzessinn und dem übrigen Hofe ihre Ankunftsbesuche. Adelinde wußte, daß Olivier hier war, daß er kommen würde; und eine innige, aber wehmüthige Freude verbreitete sich über ihr ganzes Wesen. Sie wünschte und fürchtete, ihn wieder zu sehen; sie sehnte sich nach seiner Gesellschaft, und scheute das Verhältniß, das zwischen ihnen herrschen würde, theils um ihrer selbst, theils um seinet- theils um Clarens willen. Diese war nebst mehreren Damen eben bey ihr, als Percy und Olivier eintraten. Eine leichte Röthe flog über Adelindens Wangen, als sie nach einer Trennung von mehreren Monathen ihren Freund zum ersten Mahl wieder sah, und sie war sehr verlegen, als er sich ihr nahete und knieend ihre Hand mit zitternden Lippen küßte. Seine Bewegung war so groß, daß es ihm unmöglich war, sie ganz zu verbergen. Das Entzücken, sie wieder zu sehen, die Gewißheit, ihr auf ewig entsagen zu müssen, der Gedanke an ihre wahrscheinliche Vermählung drängten sich stürmisch in seiner Brust. Percy, der so etwas voraus gesehen und darum bey der ersten Zusammenkunft gegenwärtig hatte seyn wollen, fing sogleich ein Gespräch an,

und machte dadurch, daß niemand außer Adelinden Oliviers Bewegung bemerkte. Ihr war das Zittern seiner Hand, der dunkelglühende Blick nicht entgangen; aber Clara stand hinter ihr, freylich so, daß Olivier sie noch nicht im Gesichte hatte sehen können. Aber hatte er nicht gewußt, daß sie gegenwärtig war? Hatte er ihren Wuchs nicht erkannt? Olivier hatte sich während Percy's Rede gesammelt. Er stand auf und sagte der Prinzessinn mit noch schwankender Stimme etwas Verbindliches, aber ziemlich Kaltes über seine Reise und Zurückkunft. Bey dem Klange der schönen lange bekannten Stimme wandte sich die Gräfinn Wiltek um; und jetzt erblickte sie Olivier und erstaunte über dieses plötzliche, so unvermuthete Zusammentreffen. Er fühlte, daß sein Erstaunen sich in seinen Mienen mahlte, und der Gedanke, daß Clarens bekannte Eitelkeit dieß zu ihrem Vortheile auslegen, und die Prinzessinn seltsam von ihm denken könnte, setzte ihn in Verlegenheit. Er erröthete. Die Gräfinn redete ihn mit außerordentlicher Freundlichkeit an; Adelinde wurde still und wendete sich zu Percy, mit dem sie ein langes, eifriges Gespräch über seine Reise anhob. Oliviers Rang, sein Ansehen bey Hofe,

sein Credit bey dem Könige war Claren bekannt; und es schmeichelte ihr, dem ganzen Hofe zu zeigen, daß der allgemein geehrte und geschätzte Mann ihr alter Bekannter und vertrauter Freund sey. Da die Prinzessinn ihn nicht ansah, sondern immer mit Percy sprach, bemächtigte sich die Gräfinn ganz des armen Hauteville, dem seine Artigkeit nicht erlaubte, ihr zu zeigen, wie peinlich ihm ihre freundschaftliche Erinnerung an alte Zeiten sey. Er mußte aushalten. Sie hörte nicht auf zu erzählen, zu fragen, sie mischte manche Anspielung auf alte bekannte Geschichten ein, kurz, sie gab sich alle Mühe, der Gesellschaft zu zeigen, daß sie Hautevillen lange und genau kenne, und daß hinter dieser Bekanntschaft noch mehr verborgen sey, als man wohl denken möchte. Zum Unglücke für Oliviern war die Dame, welche einst die Prinzessinn von seinem Verhältnisse mit der Gräfinn unterrichtet hatte, nahe bey ihnen, und sie wußte alles wohl zu deuten. Auch mischte sie sich bald in's Gespräch, und Clara hatte nicht Ursache, unzufrieden mit dieser Theilnehmerinn zu seyn, die, als hätte sie von ihrem Plane gewußt, in alle ihre Absichten einstimmte, und Oliviern beynahe zur Verzweifelung brachte. Adelinde stand gerade

hinter Clären; und obwohl sie in ein tiefes Gespräch verwickelt schien, so verlor sie doch kein Wort von dem, was neben ihr gesprochen wurde. In ihrem Herzen gingen sonderbare Bewegungen vor. Clarens Eitelkeit, deren Spiel sie in diesem Gespräche deutlich bemerkte, empörte sie, und es war ihr unbegreiflich, wie Oliviers feines Gefühl ihr dieß Betragen verzeihen, und er sie noch so heiß lieben könne. Dennoch schien es ihr, als hätte sie ihn nie so gesprächig, so artig, so munter gesehen, als eben jetzt. Sie verlor endlich den Faden ihrer eigenen Unterhaltung, wurde still, zerstreut, verdrießlich, und zog sich bald in ihr Zimmer zurück.

So endigte sich die erste Zusammenkunft, auf die beyde sich gefürchtet und gefreuet hatten, ganz anders, als sie dachten, und sie verließen einander in einer Stimmung, in die zu kommen sich wohl keines vorher eingebildet hatte.

Geschärfter und qualvoller wurde diese Lage, als Olivier nun, dem Auftrage seines Herrn gehorsam, mit dem Minister vorläufig wegen der vorgeschlagenen Vermählung sprechen mußte. Auch seine Antwort lautete fast wie Graf Percy's Entscheidung, viel zu günstig für Oliviers Herz; und die Sache wurde dem Könige vorgetragen.

Dieſer wollte keine beſtimmte Erklärung von ſich geben; denn er liebte ſeine Tochter zu väterlich, um bey einer Angelegenheit, die über ihr Schickſal entſchied, ohne ihr Vorwiſſen zu handeln. Graf Percy wurde an ſie abgeſandt, und richtete ſeinen Auftrag ſo gut aus, als es ihm ſeine ruhige Anſicht der Dinge und ſeine Anhänglichkeit an die Prinzeſſinn geboth. Sie hörte ihm ſchweigend zu — eine unausſprechlich widrige Empfindung ergoß ſich durch ihre Seele, und mahlte ſich in ihren Zügen. Sie fühlte ſich gedrängt, verlegen, und ein tiefes, geheimes Weh erhob ſich aus dem Innerſten ihres Herzens; es war ihr, als ſollten Thränen in ihre Augen treten. — Endlich ſchien ihre ganze Empfindlichkeit ſich auf Einen Punct zu ſammeln; ſie hob, nachdem Graf Percy lange ſchon zu ſprechen aufgehört hatte, wie aus tiefem Nachſinnen erwachend, an: „Und Graf Hauteville hat Ihnen dieſe Eröffnung von Seite ſeines Hofes gemacht?"

„Er erhielt den Auftrag dazu, während wir auf dem Lande waren; und das war die Urſache unſerer ſchnellen Rückkehr."

„Es hat ihn ſehr gedrängt, ſich dieſes Auftrags zu entledigen —"

„Nicht mehr als seine Pflicht, Eure Hoheit."

„Und was sagt er zu dieser Verbindung?"

„Er kann nicht anders als seinem künftigen Beherrscher Glück wünschen, wenn diese Verbindung —"

„Nicht das, Graf Percy," fiel ihm Adelinde erhitzt ein, „keine Complimente, keine Hofsprache! ich will wissen, was Graf Hauteville von diesem Antrage denkt, ob er diese Heirath wünscht, ob Er mir den Prinzen von Z** vorschlagen würde?"

„Hauteville wünscht, Eure Hoheit bald und glücklich verheirathet zu sehen."

„Er wünscht mich verheirathet zu sehen? und bald — und glücklich? — Wohl! Graf Percy, ich werde mich entschließen. Sagen Sie dem Könige, meinem Vater, daß — daß —" In diesem Augenblicke brachen die Thränen, die lange schon in ihre Augen getreten waren, mit Gewalt hervor. Sie mußte inne halten, um sie zurück zu drängen. Percy sah sie betroffen und zweifelnd an. — Sie schwieg eine Weile; dann mit mühsamer Fassung setzte sie hinzu: „Sagen Sie meinem Vater, daß ich ihm mit kindlicher Rührung für die Güte danke, die ihn bewog, in einer Sache, wo sonst nur das Interesse des Staats

gehört wird, auch das Herz seiner Tochter zu vernehmen; aber sagen Sie ihm auch, daß ich ihn flehentlich bitten lasse, jetzt nicht in mich zu dringen, — ich würde mich fassen, ich würde mich finden, nur jetzt — jetzt vermag ich es nicht." Bey diesen Worten, die sie mit Heftigkeit hervor stieß, verließ sie schnell das Zimmer, und ließ Graf Percyn bestürzt und tief besorgt über diese Bewegung zurück.

Er brachte dem Könige die Antwort der Prinzessinn, und wußte, ohne das ganze Gespräch zu wiederhohlen, den gütigen Vater leicht zu stimmen, daß er die ängstliche Bitte der Tochter gewährte, und Graf Percyn befahl, den W** schen Gesandten vor der Hand auf eine gute Art zur Geduld zu verweisen.

Auch diesen Befehl wußte Graf Percy so auszurichten, daß das verwundete Herz seines jungen Freundes keine Hoffnungen daraus schöpfen konnte, die in seiner Lage, und bey dem gebiethenden Schicksale, das nun einmahl trennend zwischen ihn und Adelinden getreten war, nur gefährlich seyn konnten. Auch faßte Oliviers Gemüth die Sache ganz so auf, wie Percy es wünschte. Er sah in der Weigerung der Prinzessinn, sich sogleich zu entscheiden, nichts als

die natürliche Besonnenheit eines verständigen, zartfühlenden Weibes bey einem so wichtigen Schritte, und zweifelte übrigens keineswegs, daß ihr eine Verbindung überhaupt, und vielleicht auch diese, nach einiger Überlegung annehmbar scheinen würde.

In dieser Ansicht schrieb er auch an seinen Hof zurück; aber in einem Privatbriefe an den Herzog ersuchte er ihn mit dringender Bitte, ihn je eher je lieber von einem Posten abzurufen, der manches Unangenehme für ihn habe, und auf dem er schon seit langer Zeit fühle, wie seine Gesundheit immer mehr leiden müsse. In Erwartung der Antwort auf diesen Brief zog er sich mit zerrissenem Herzen — alle Thorheit seiner hoffnungslosen Leidenschaft erkennend, ganz von Adelinden zurück, die, gereitzt und gekränkt durch die gleichgültige Kälte, mit der Olivier einer Verbindung zwischen ihr und dem Prinzen von Z** entgegen zu sehen schien, sich nun überzeugt glaubte, der Graf habe sie nie geliebt, und sie habe nur, von ihrer Eitelkeit irre geführt, seine Empfindungen falsch gedeutet. Die Anwesenheit der Gräfinn von Wiltek trug nicht wenig bey, sie in dieser Meinung zu bestärken. Clara hatte alle alten Fäden zwischen sich und Olivier

wieder anzuknüpfen versucht; sie machte ihn zum Vertrauten ihres häuslichen Unglücks, er mußte Zeuge ihrer Klagen und Thränen seyn. Sie wußte es immer so zu veranlassen, daß er, ohne unartig zu seyn, sich ihren vielfachen Bestrebungen, ihn an sich zu ketten, nicht entziehen konnte; und bald erzählte man es sich laut am Hofe, daß Graf Hauteville Clarens erklärter Freund sey.

Adelinde war nicht die letzte, dieß zu bemerken, und sie fühlte sich im Innersten dadurch verletzt, obgleich sie sich das nicht gestand, sondern in der Unrechtmäßigkeit eines solchen Verhältnisses und in dem Unmuthe darüber, daß auch Olivier dem Strome des Verderbnisses folge und nicht besser sey, als alle Übrigen, den Grund ihrer Verstimmung finden wollte. Nun entfernte auch sie sich auffallend von ihm; sie behandelte ihn kalt und nachlässig, und glaubte nur dadurch ihre Achtung für die Tugend und ihren Abscheu vor unerlaubten Verhältnissen an Tag zu legen.

Nach gerade wurde dieses Leben Oliviern unerträglich. Seine öftern Anfragen wegen des Entschlusses der Prinzessinn in Rücksicht der Heirath wurden unbestimmt beantwortet, die Briefe,

die er von seinem Herzoge erhielt, schienen einer entscheidenden Antwort wegen der Erlaubniß, S* verlassen zu dürfen, auszuweichen, was er einst als Vorwand gebraucht hatte, die Zerrüttung seiner Gesundheit, war durch die Erschütterungen der letzten Zeit und den Widerwillen, mit dem er seine peinliche Lage trug, zur Wahrheit geworden, und er beschloß, wenn niemand ihm zu Hülfe kommen wollte, den Knoten zu zerhauen, den langsam zu lösen er keine Kraft mehr in sich fühlte. Er wollte sich auf der Stelle vom Hofe entfernen, und unter dem Vorwande, seine Gesundheit herzustellen, auf eines von Graf Percy's Gütern gehen, der mit Freuden seine Einwilligung zu dieser Reise gab. Zu diesem Zwecke übergab er dem Gesandtschaftsrathe alle Geschäfte, schrieb nochmahls an den Herzog, und setzte einen nahen Tag zur Abreise auf's Land fest, wo er dann erst die Erlaubniß seines Herzogs, S* für immer verlassen zu dürfen, erwarten wollte.

Bald ward dieser Entschluß, aus welchem Olivier kein Geheimniß machte, am Hofe bekannt, und erregte Aufsehen, und mancherley Vermuthungen, obwohl die sichtbar verfallende Gestalt des Grafen, die Bläße seiner Wangen,

ſein erloſchenes Auge und der Trübſinn, der ſo deutlich auf ſeinem ganzen Weſen lag, die Anſicht genugſam rechtfertigte, daß ſeine Geſundheit einer Erhohlung bedürfe. Auch errieth niemand die wahre Urſache; nur in Adelindens Bruſt ſtieg der Gedanke auf, ob nicht doch die Tugend dieſes Mannes, den ſie einſt ſo hoch geachtet, ſtrenger ſey, als ſie gedacht, und der Kampf zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht bey dem täglichen Umgange, bey Clarens Schönheit und unverhohlner Liebe zu ihrem Freunde ſeinem Herzen nicht zu ſchwer geworden wäre, ſo daß er ſeine Rettung nur in muthigem Losreiſſen finden konnte. Da erhob ſich eine Stimme des zarteſten Mitleids in ihrer Bruſt, und der Gedanke an die nahe Trennung von ihm, an die Wahrſcheinlichkeit, daß wohl vielleicht bey einem künftigen Zuſammentreffen mit ihm bereits über ihre Hand und ihr Herz auf irgend eine Art entſchieden ſeyn würde, wandelte ſchnell ihren Unwillen in die tiefſte Wehmuth, und beugte ihren ſtolzen Sinn zu weichen, trüben Gefühlen. Sie verlor ſich in Träume, in Phantaſien — ſie dachte, was wohl geſchehen ſeyn würde, wenn ſie nicht auf dem Throne geboren, an Clarens Stelle in der Einſamkeit des Schweizerthales

dem Freunde begegnet wäre, dessen trübes Schicksal jetzt so beklagenswerth vor ihr stand. Sie hing dem anmuthigen Traume nach, sie bildete ihn mit Liebe aus, und erschrak vor ihrem eigenen Herzen, als sie nach einer Weile, sich bey diesem Gedanken überraschend, gewahr ward, wie weit ein verlockendes Irrlicht der Einbildungskraft sie geführt hatte.

Ihre Besonnenheit erwachte, mit ihr die klare Ansicht ihrer Lage und die Gewißheit, daß Olivier Claren liebe. Ihr ganzer Stolz erhob sich wieder, und sie nahm sich vor, dem Grafen bis zur Scheidestunde, die ganz nahe bevor stand, und selbst noch in dieser, artig aber kalt zu begegnen.

Es war Herbstzeit; und unvermuthet traf eine Schwester ihres Vaters, die an einem fernen Hofe vermählt war, um diese Zeit in S* ein, ihren Bruder, den König, von dem sie lange getrennt gewesen war, und ihre ganze Familie wieder zu sehen. Die Fürstinn und ihr Gemahl waren leidenschaftliche Liebhaber der Jagd. Der König veranstaltete eine sehr glänzende, die gerade auf den Tag vor Graf Hauteville's Abreise fiel. Auch er war nebst den übrigen Gesandten der fremden Höfe dazu gebethen, und

wie ungern er auch überhaupt, und besonders an diesem Tage, der einem so bedeutenden Wendepuncte seines Lebens vorher ging, Theil an lärmenden Vergnügungen nahm, erlaubte es der Wohlstand doch nicht, davon wegzubleiben. Gern hätte auch Adelinde sich diesem Feste entzogen; aber es war der ausdrückliche Wunsch ihrer Tante, daß sie dabey erscheinen, ja noch mehr, daß sie sie zu Pferde begleiten sollte, und alles Weigerns ungeachtet ward der Prinzessinn, als sie eben in den Wagen steigen wollte, ein herrliches prächtig gezäumtes Roß vorgeführt, das ihre Tante sie als Geschenk anzunehmen und darauf an ihrer Seite zu erscheinen bitten ließ. Sie gehorchte mit einem geheimen Widerstreben, und der Zug verließ in zierlicher Ordnung das Schloß.

Oliviers Blick hatte die Prinzessinn gesucht, und folgte ihr unabläßig. Er sah sie still und düster und, wie es schien, bläßer als sonst neben ihrer Tante reiten, und sie dünkte ihm schöner und sein Unglück größer als je. Auch ihr Auge traf ihn einige Mahl, und die unverkennbare Schwermuth, die auf seinen Zügen lag, regte unnennbare Empfindungen in ihrer Brust auf.

Man war nun auf dem zur Jagd bestimmten Platze angekommen; die Schützen wurden ver-

theilt. Olivier erhielt seinen Stand unweit von den Damen. Adelindens Pferd war sehr ungestüm; sie konnte es nur mit Mühe regieren. Olivier sah mit Angst und Schrecken diesen immerwährenden Kampf. Jetzt fingen die Schüsse an zu fallen; Adelinde that, was sie konnte. Die Tante rieth ihr, so gut sie es wußte, vergebens; das Pferd wurde immer unruhiger. Auf einmahl sprang ein gescheuchtes Reh rauschend aus dem Dickicht; das Pferd erschrak, und rannte, ohne sich aufhalten zu lassen, im schnellsten Laufe mit Adelinden davon.

Ein durchdringendes Geschrey ihres Gefolges verkündigte der Jagdgesellschaft das Unglück, das geschehen war. Olivier und die nächsten Schützen hörten es auf ihrem Standorte, und verließen augenblicklich das Gebüsch, um zu sehen, war vorgefallen war. Da sahen sie nun die Prinzessinn über die Fläche dahin fliegen. Die Fürstinn und der Stallmeister folgten ihr nach, so schnell sie konnten; aber das scheue Pferd hatte schon einen starken Vorsprung. Die Übrigen errieten mit Schrecken, was geschehen war, und Olivier sprengte von der Seite hervor, und hoffte so dem Pferde den Weg abzuschneiden. Er ritt so geschwind, als sein Pferd laufen konn-

te; aber als er schon nicht weit mehr von Adelinden war, erblickte er plötzlich einen breiten und tiefen Graben, der die Gegend durchschnitt, und ihn von der Prinzessinn trennte. Ihn zu umreiten wäre zu viel Zeitverlust gewesen, und darüber zu setzen schien unmöglich. Auf einmahl fuhr der Gedanke, daß Adelindens Pferd, wenn es in dieser Richtung fort liefe, unvermeidlich an den Fluß kommen, und mit ihr hineinstürzen würde, schreckend durch Hauteville's Seele. Sie dem Tode entreissen, oder vielleicht selbst verunglücken, wie konnte er nur einen Augenblick anstehen zu wählen? Rasch stieß er seinem Pferde die Sporne in den Leib; es sprang in die Höhe, und mit ihm glücklich auf die andere Seite des Grabens. Die Prinzessinn, die in der größten Angst den Fluß vor sich erblickte, auf den das wilde Pferd zueilte, hörte in dieser schrecklichen Lage das Traben und Schnauben eines Pferdes hinter sich. Ein Strahl von Hoffnung drang in ihre Brust, sie strengte die letzten Kräfte an, um sich im Sattel zu erhalten, bis ihre Rettung käme; und in diesem Augenblicke hatte Olivier sie erreicht. Er riß mit der einen Hand das scheue Pferd beym Zügel zurück, daß es in die Kniee stürzte, und hielt mit der an-

dern Adelinden, die von dem heftigen Stoße vom Sattel zu fallen drohte. Sie erkannte ihn, rief mit einem Tone, der sein Herz durchdrang, „Ach, Olivier!“ und sank ohne Bewußtseyn in seine Arme. Er hob sie vor sich auf's Pferd. Die Besinnung, welche nur durch die Spannung der höchsten Angst erhalten worden war, verließ sie im Augenblicke der Rettung. Sie lag bleich und ohne Bewegung vor ihm; aber sie lag in seinen Armen, an seiner Brust, die ungestüm pochte, und er dachte und fühlte in diesem Augenblicke nichts, als daß er sie, die er so lange, so heiß, so hoffnungslos geliebt, für die er sein Leben mehr als Ein Mahl mit Freuden gewagt hatte, in seinen Armen halte, daß sie gerettet, und er unaussprechlich glücklich sey. Jetzt kam auch der Stallmeister herzu, der den Graben umritten hatte, und von weiten Zeuge von Adelindens Rettung gewesen war. Er ergoß sich in Danksagungen und Lobsprüchen über Oliviers Heldenmuth, dessen wahre Ursache ihm nicht einfiel zu ahnden, und war besonnen genug, auf Hülfe für Adelindens Ohnmacht zu denken. Langsam lenkten sie ihre Pferde gegen ein Gebüsch, aus dem sie eine Quelle rieseln sahen. Hier wollten sie Adelinden in's Gras legen, und ihr alle

Hülfe leisten, die die Umstände erlaubten. Als sie der Quelle nahe waren, kam ihnen schon der ganze Hof entgegen. Der König eilte voran, und rief ihnen von weiten in dem Tone der höchsten Angst entgegen: „Lebt sie noch?" „Sie lebt!" riefen beyde Männer. „Es ist der Prinzessinn nichts widerfahren," setzte der Stallmeister hinzu, „der Schrecken hat sie nur ohnmächtig gemacht. Die Fürstinn kam nun mit einigen Damen herbey. Olivier übergab seine theure Gerettete nicht ohne Schmerz ihren Händen. Sie legten sie auf's Gras, besprengten sie mit Wasser und wohlriechenden Essenzen, und hatten bald die Freude, daß sie die Augen aufschlug. Sie sah starr um sich her, und schien verwundert, sich von allen ihren Frauen umgeben zu sehen. „Wo ist Graf Olivier?" war ihr erstes Wort, „wo ist mein Vater?" Der König trat hinzu, und schloß sie mit Freudenthränen in die Arme; sie lag weinend an seiner Brust. — Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, wollte sie ihm ihren Unfall und ihre Rettung erzählen; aber der König sah ihre Erschöpfung, und bath sie, ruhig zu seyn, und sich erst ganz zu erhohlen. „So lassen Sie mich wenigstens meinem Retter danken," erwiederte sie. „Du hast Recht!" rief der König, „er

verdient deinen, meinen, und unſerer aller wärmſten Dank. „Wo iſt Graf Hauteville?“ Die Damen wichen ehrerbiethig zurück, um dem Retter ihrer Gebietherinn Platz zu machen. Olivier nahte ſich mit beſcheidener Würde. Er ſah Adelinden noch blaß und erſchöpft in den Armen ihres Vaters. Sie wollte ihm danken; aber die Stimme verſagte ihr. Sprachlos ſtreckte ſie ihm ihre Hand entgegen, die er knieend empfing, und an ſeine Lippen drückte. Thränen rollten aus ihren Augen; ſie drückte ihm feſt und innig die Hand. Er fühlte den Druck, ein electriſches Feuer drang durch ſeine Adern, ſeine Pulſe ſchlugen, ſeine Hand bebte; und die Umſtehenden hätten ſeine Verwirrung bemerken müſſen, wenn nicht der König ſo eben auf ihn zugegangen und ihn mit den herzlichſten Dankſagungen in die Arme geſchloſſen hätte. Olivier war unausſprechlich gerührt, und küßte des Königs Hand mit kindlicher Ehrfurcht. Nun traten auch Adelindens Brüder hinzu, und umarmten den Retter ihrer Schweſter. Der ganze Hof kam, dem Beyſpiele ſeines Fürſten folgend, ihm zu danken. Olivier ſtand wie ein ſchützender Genius unter den Glücklichen, und Adelinde ſah mit leuchtenden Augen und mit Thränen, die ohne ihr

Wissen über ihre Wangen rollten, dem Schauspiele zu, das ihr Herz mit den stolzesten und süßesten Empfindungen füllte.

Sie dankte nun, nachdem sie sich ein wenig gefaßt hatte, auch den Übrigen, die nächst Olivier die meiste Sorgfalt für sie getragen, und ihr am weitesten gefolgt waren; und nun mußten diese dem Könige alle Umstände des unglücklichen Zufalls erzählen. Auch Adelinde erzählte mit, und bey der vollen Kenntniß dessen, was Olivier gewagt hatte, bey der Todesgefahr, der er bey nahe nur durch ein Wunder entgangen, vermehrten sich der Dank und die Bewunderung aller Anwesenden. Indessen kamen die Wagen an, die man auf des Königs Befehl herbey gebracht hatte, um die Prinzessinn in die Stadt zurück zu führen; und sie stieg mit ihren Damen und mit Percy in den Wagen, nachdem sie vorher Oliviern noch ein Mahl und jetzt mit Worten gedankt hatte.

Percy war der einzige in der ganzen Suite, der nicht so ganz in den Jubel einstimmen konnte. So vielen Antheil er an Adelindens Gefahr und Rettung genommen hatte, so war ihm doch die Art, wie es geschehen war, äußerst unangenehm. Seinen scharfen Augen war Adelindens

Heftigkeit, mit der sie beym Erwachen zuerst nach Oliviern fragte, ihr stummer Dank, Oliviers Entzücken, die leuchtenden Blicke, mit denen sie ihn in den Armen ihrer Verwandten sah, nicht entgangen; und er zitterte vor dem Eindrucke, den Bewunderung, Dankbarkeit und die Überzeugung, so heiß geliebt zu werden, auf ihr Herz machen würden. Seine Ahndungen hatten ihn nicht betrogen. Adelinde saß kaum im Wagen, als sie sich mit geschlossenen Augen an die Polster zurück lehnte, um so, von keinen äußern Eindrücken gestört, allen ihren Gedanken und Gefühlen nachzuhängen. Vergebens suchte Percy durch verschiedene Fragen über den Vorfall sie zu zerstreuen, vergebens knüpfte er ein Gespräch nach dem andern an, er bekam wenig oder gar keine Antwort; und endlich machte Adelinde, unter dem Vorwande, daß sie Ruhe bedürfe, jedem fernern Gespräche und jeder Störung ein Ende. Nun rief sie mit inniger Wollust jedes Ereigniß des heutigen Tages zurück, bis auf den Augenblick, wo Olivier vor ihr auf den Knieen lag, und sprachlos ihre Hand küßte. Sie dachte an seine augenscheinliche Lebensgefahr beym Überspringen des breiten Erdrisses,

den sie wohl kannte, an seine Besonnenheit in Gefahren, an seinen gelassenen Muth bey so vielem Jugendfeuer und so vieler Zartheit der Empfindungen; sie dachte endlich mit scherem Vergnügen an die Zeit, wo sie in seinen Armen vor ihm auf dem Pferde gelegen hatte. Schnell glitt sie über diese Scene hin, und verweilte desto länger bey der, wo Olivier, von ihrem Vater, ihren Brüdern und dem ganzen Hofe umarmt, verehrt und geliebt, wie ein höheres Wesen vor ihr stand. Seinem Muthe hatte sie einst die Schonung ihres Rufes verdankt; heute dankte sie ihm ihr Leben. Er hatte das seinige für sie gewagt, er hatte dem Tode Trotz gebothen, um sie zu retten: und sollte das abermahl nichts als Achtung und ritterlicher Muth gewesen seyn? Sie verlor sich in süßen Träumen und Vermuthungen, zwischen welchen nur zuweilen Clarens Bild störend und schmerzlich sich erhob — und so war sie endlich im Pallaste angelangt, wo sich bald auch die übrige Jagdgesellschaft einfand, die verstimmt und erschreckt durch den Unfall der Prinzessinn nicht lange mehr Vergnügen an dieser Ergötzlichkeit gefunden hatte.

Den Abend war Spiel bey Hofe angesagt. Es versammelte sich nach und nach alles, was am Morgen im Walde beysammen gewesen war; und die Prinzessinn, obgleich noch erschüttert von den Ereignissen des Morgens, erschien ebenfalls, weil sie Oliviern, dessen Abreise am folgenden Tage bestimmt war, so gern gesehen, und ihm nochmahl gedankt hätte. Er kam nicht. — Man bemerkte sein Ausbleiben; es wurde darüber gesprochen, gescherzt, Clarens Nahme tönte von mancher Lippe, und als zuletzt auch Graf Percy, an dessen Seite man den W**schen Gesandten fast immer zu sehen gewohnt war, allein eintrat, und auf die Frage „wo Hauteville bleibe?" antwortete, „daß der Graf nach der Jagd bey ihm gewesen sey, daß er aber nicht wisse, wo er den Abend zubringe," da drang der Stachel der Eifersucht von neuen in Adelindens Herz. Tief verletzt, mit kaum mehr zu verhehlendem Trübsinne verließ sie bald darauf den Saal, und zog sich unter dem Vorwande der Erschöpfung in ihre Zimmer zurück.

Eine schlaflose Nacht folgte dem unruhigen Tage; und als die ersten Strahlen des trüben Herbstmorgens in Adelindens Gemach fielen,

fiel auch der Gedanke, daß dieß der letzte Tag sey, den sie in Oliviers Nähe verlebe, mit schmerzender Last auf ihr Herz. Sie stand auf, sie ließ sich ankleiden — mit Bestürzung bemerkten ihre Frauen die Spuren der verwachten, verweinten Nacht in den Zügen ihrer Gebietherinn; aber keine wagte es, sie zu befragen. — Es war indeß spät geworden, — eine innere Unruhe, ein unendlicher Schmerz, den sie tadeln und doch nicht besiegen konnte, trieb sie von einem Gemach in's andere, gab ihr zehnerley Beschäftigungen in die Hand, und ließ sie bey keiner ausharren. Indem trat eine Dame ein, und erzählte, daß so eben der W** sche Gesandte beym Könige wäre, um sich zu beurlauben. Eine tödtliche Kälte goß sich durch Adelindens Glieder; unbeweglich blieb sie am Stickrahmen sitzen, und schien nichts von dem Gespräche ihrer Frauen zu vernehmen, die von Oliviers naher Abreise sprachen, und seiner gestrigen Heldenthat, und seiner Liebe zur Gräfinn Wiltek auf eine seltsame, das Innerste der Prinzessinn verletzende Weise mit einander vermengten. In diesem Augenblicke der widrigsten Spannung trat eine Dame ein, den W** schen Gesandten zu melden, der

um die Erlaubniß bath, ſich von der Prinzeſſinn zu beurlauben. Sie fühlte ſich nicht ſtark genug, weder ihn abzuweiſen, noch ſeinen Anblick zu ertragen. Starr ſah ſie der fragenden Dame in's Geſicht, und antwortete gar nicht. — Die Dame fragte noch ein Mahl. — „Er ſoll kommen!" rief ſie endlich, und die Dame ging. — Ihr Herz ſchlug in ungeſtümen Schlägen; ſie ſetzte ſich und nahm eine Handarbeit vor, um ihre große Verwirrung zu verbergen, ſie bebte vor ſeinem Anblicke, und freute ſich doch innig, ihn wieder zu ſehen. Olivier betrat mit nicht minderer Erſchütterung das Zimmer der Fürſtinn. Er wäre lieber in den Tod gegangen, als dieſen feyerlich kalten Abſchied von einem Weſen zu nehmen, das er ſo leidenſchaftlich liebte; und dennoch hätte er die letzte traurige Freude, ſie noch ein Mahl zu ſehen, nicht um einen Thron vertauſcht. Adelinde ſaß und arbeitete; ihr Buſen flog, ihr Athem war kurz, ſie ſah nicht empor. „Ich komme, um Abſchied von Eurer Hoheit zu nehmen. Morgen gehe ich auf's Land, und von dort nach W** und zu meinen Ältern zurück. Oliviers ſchöne Stimme, die jetzt, von Schmerz unterdrückt, dieſe leiſe Anrede mit Mü-

he vorbrachte, drang tief in Adelindens Herz. Sie schlug die Augen auf, der Ausdruck des tiefsten Kummers, der trübe Blick, die Blässe seines Gesichts hätten bald ihren Stolz entwaffnet; aber „es ist um Clarens willen!" rief ihr dieser zu, und sie fühlte sich stark genug, mit ziemlich kalter Miene, zu sagen: „Schon so bald denken sie uns zu verlassen, Graf Hauteville? Ich hoffe, daß es nicht für immer seyn wird, und daß wir noch ein Mahl das Vergnügen haben werden, Sie in S** zu sehen." Sie sagte das mit aller Kälte eines Conversations-Compliments; und Olivier nahm es auch so, obgleich beyde Herzen heftig dabey schlugen.

„Ich fürchte, Eure Hoheit, daß ich nicht so bald, vielleicht nie wieder so glücklich seyn werde."

Er hielt inne. Auch Adelinde schwieg.

„Da ich nun so wenig Hoffnung habe," fuhr er nach einer Pause mit Anstrengung fort, „jemahls wieder an diesen Hof zu kommen, so erlauben mir Eure Hoheit, Ihnen, so wie ich bereits Seiner Majestät dem Könige that, den innigsten Dank für die außerordentliche Herab-

laſſung und Gnade zu ſagen, womit Sie mich hier aufgenommen, und während der zwey ſchönſten Jahre meines Lebens behandelt haben. Das Andenken an dieſe Zeit wird nie aus meiner Seele ſchwinden, und —"

Seine Bewegung wurde immer ſtärker, ſeine Stimme zitterte hörbar. Adelinde unterbrach ihn: „Herr Graf! wenn von Dank die Rede ſeyn ſoll, ſo ſind gewiß Sie es nicht, der Verpflichtungen mit ſich fort nimmt. Ich weiß zu wohl, was ich und mein ganzes Haus Ihnen ſchuldig ſind, und glauben Sie nicht, Herr Graf, daß ich verſäumt haben würde, Ihnen noch ein Mahl meine Dankbarkeit zu bezeigen, wenn ich das Vergnügen gehabt hätte, Sie geſtern nach der Jagd zu ſehen." Sie ſagte das Letzte mit etwas ſchneidendem Tone.

Olivier verbeugte ſich. „Die Anſtalten zu meiner Reiſe —"

„O ja, ganz natürlich! Anſtalten, Beſuche, die man geben muß — o, ich begreife ſehr wohl."

Olivier fühlte die Bitterkeit wohl, mit der Adelinde dieß ſagte, obwohl er ihre Anſpielung auf Clara nicht errieth. Er ſchwieg, und ent-

ſchuldigte ſich endlich damit, daß Graf Percy geſagt habe, die Prinzeſſinn werde nach dem Schrecken des Morgens wohl nicht im Abendzirkel erſcheinen.

„Das hat Ihnen Graf Percy geſagt? Sonderbar! Er war doch mit mir zurück gefahren, und wußte, daß ich ganz wohl war."

Beyde ſchwiegen eine Zeit lang. Und nun, mit einer Anſtrengung, der jedes unbefangene Herz die Qual des Augenblicks abgemerkt haben würde, brachte Olivier leiſe die Worte hervor: „Und was, gnädigſte Prinzeſſinn, was darf ich für Hoffnungen für meinen Hof mit mir nehmen?" — Er ſtand mit geſenktem Haupte, die Augen am Boden gefeſſelt, und erwartete ſein Todesurtheil.

„Und das fragen Sie mich?" fuhr Adelinde mit ausbrechender Lebhaftigkeit empor. — „So iſt es denn wahr, was Percy mir ſagte, was ich nicht glauben wollte — Sie wünſchen meine Verbindung mit dem Prinzen von Z**—?"

„Ich habe keinen andern Wunſch," rief Olivier in großer Bewegung, „als Eurer Hoheit Glück."

„Mein Glück? mein Glück?" rief Adelinde heftig. Plötzlich hielt sie inne. „Sehr wohl, Graf Hauteville! ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung." Sie stand auf und trat an's Fenster, um die Thränen zu verbergen, die über Oliviers offenbare Kälte in ihre Augen drangen.

Hauteville war bestürzt über die Wendung des Gesprächs. Er fürchtete Adelinden beleidigt zu haben, er sah ihren Unwillen, sein Herz drängte ihn, sich ihr zu Füßen zu werfen, alles zu gestehen, und Leben und Tod von ihr zu erwarten; und nur mit der größten Anstrengung hielt er sich zurück. Da sie noch immer am Fenster stand, ging er endlich näher und sagte: „Ich fürchte, Eurer Hoheit länger beschwerlich zu seyn." Sie wandte sich um. Er knieete ehrerbiethig nieder; sie reichte ihm die Hand, ohne zu sprechen. Er wagte es nicht, sie zu küssen. Ein leichter Seufzer, der seiner Brust entfloh, glitt darüber hin; er stand auf und ging. Schnell fuhr der Gedanke durch Adelindens Seele: jetzt oder nie sey es möglich zu erfahren, ob Olivier Claren liebe, und die Räthsel gelöst zu sehen, die seit so langer Zeit ihr Herz folterten. Sie sah die Gefahr dieser Frage ein, sie

ahndete, daß es jetzt zu einer Erklärung zwischen ihr und Olivier kommen müßte, sie zitterte davor; aber sie wußte sonst kein Mittel, ihre Zweifel zu enden, und ihr Schicksal zu entscheiden.

„Frage ihn," rief der beleidigte Stolz ihr zu, „und höre, daß Clara dir vorgezogen wird, daß der einzige Mann, den du lieben könntest, dein Herz verschmäht!" „Frage ihn!" lispelte eine leise Stimme, die Stimme der Liebe und Hoffnung, „und du wirst sehen, daß er dich liebt, daß nur dein Stand und seine Bescheidenheit ihn hindern, es zu gestehen; er wird hier bleiben, du wirst ihn immer um dich sehen, du wirst glücklich seyn."

Zwey Mahl schwebte die entscheidende Frage auf Adelindens Lippen, zwey Mahl unterdrückte sie Weiblichkeit und Klugheit. Der Graf stand an der Thür. Adelinde konnte sich diese Beruhigung nicht versagen. „Graf Hauteville! noch ein Wort!" Olivier kehrte zurück.

Sie schwieg wieder. Olivier stand erwartend. „Herr Graf!" sagte sie endlich, und Olivier konnte die Mühe bemerken, die ihr diese Worte kosteten. „Herr Graf! ich bin im Begriff,

eine sehr sonderbare Frage zu thun, die Sie vielleicht unbescheiden dünken wird; aber es ist nothwendig, daß ich sie thue, und ich bitte Sie im voraus, zu glauben, daß die Gründe wichtig seyn müssen, die mich dazu bestimmen konnten."

„Jede Frage, die Sie mir machen können, gnädigste Fürstinn, wird mir wichtig und theuer seyn, und ich werde sie mit der strengsten Aufrichtigkeit beantworten."

Sie schwieg wieder, und nur mit gewaltsamer Anstrengung und so leise, daß Olivier sie kaum verstand, gingen die Worte über ihre Lippen: „Graf Hauteville! in welchem Verhältnisse stehen Sie mit der Gräfinn von Wiltek?"

Olivier war erstaunt und betroffen über diese Frage, die er so gar nicht vermuthet hatte. Adelinde sah seine Bestürzung, und legte sie ganz falsch aus. Sie zitterte, sie wurde blaß. Mit der letzten Kraft, deren sie fähig war, wiederhohlte sie: „Nun, Graf Hauteville, sagen Sie mir aufrichtig, in welchem Verhältnisse stehen Sie mit ihr?"

„In gar keinem," antwortete Olivier gelassen, „bey Gott! in gar keinem."

Adelinde hohlte tief auf Athem. „Ich weiß doch, daß Sie sie schon als Mädchen liebten, daß Sie einst das Leben für sie wagten, daß Sie sie noch als Weib leidenschaftlich geliebt haben."

„Das ist alles pünctlich wahr; aber —"

„Wahr?" rief Adelinde, die, Trotz dem, was sie wußte, noch immer hoffte, aus seinem Munde eine Widerlegung jener Geschichte zu hören. „Wahr? Sie liebten sie, und lieben Sie noch?"

„Ich liebe sie nicht mehr."

„Wie ist das möglich?" rief Adelinde entrüstet. „Sie sind täglich, stündlich bey ihr, Sie haben sie einmahl heftig geliebt; sie ist jung, schön, unglücklich, und Sie wollen mich glauben machen, daß Sie sie jetzt nicht mehr lieben?"

„Meine Liebe hat längst aufgehört," sagte Olivier in großer Bewegung, da er Adelindens Heftigkeit und ihren Irrthum sah. „Aber sie bedarf eines Freundes, sie kennt mich lange, sie vertrauet mir —"

„O, ich weiß alles, alles," rief die Prinzessinn. „Gestern, als der ganze Hof Sie erwartete, um Ihnen für Ihren Muth, Ihre

Gefahr zu danken, ließen Sie Alle vergebens warten, und brachten den Abend an ihrer Seite zu."

Mit dieſen Worten, die ſie mit der größten Bitterkeit und mit hervor brechenden Thränen ſagte, ging ſie raſch an ihm vorüber, um ihn zu verlaſſen. Jetzt verlor auch er ſeine beſſere Beſinnung. Ihr Ungeſtüm theilte ſich ihm mit. Er ſah ſie leiden, weinen. Er fühlte ſich durch ihren Verdacht gekränkt, er glaubte Clarens Ehre retten zu müſſen. Die Vernunft wich dem Tumulte ſo vieler ſtreitenden Leidenſchaften, und gleichgültig gegen alle Folgen, die ſein Geſtändniß haben konnte, trat er ihr mit flammenden Blicken in den Weg. „Nein, Prinzeſſinn, nein! Sie wiſſen nicht alles; aber Sie ſollen es erfahren, mag auch daraus entſtehen, was da will. Sie ſollen ein Geheimniß hören, das ich zwey Jahre in meiner Bruſt verſchloß, und das nur ein Augenblick, wie der jetzige, mir entreiſſen konnte." „Was wollen Sie, Graf Hauteville?" ſagte die Prinzeſſinn erſtaunt, aber mit ſanfterm Tone. „Mein Todesurtheil! Ich bin ſchuldig; aber Sie ſollen mein Herz ganz kennen," rief er, und ſtürzte zu ihren Füßen, ergriff ihre

Hand, und fuhr mit dem höchſten Ausdrucke der Liebe und Verzweifelung fort: „Ja, ich liebe, ich liebe Sie, Prinzeſſinn, mit verzehrender Leidenſchaft! Dieſe Liebe wird mein Leben koſten, wie ſie mich meine Ruhe gekoſtet hat. Sie werden mich verbannen, verdammen. Ich bin ſtrafbar, ich weiß es; aber ich kann dieſen Zuſtand nicht länger ertragen!" Er verbarg ſein Geſicht in ihre Hände, und ſeine Thränen floſſen darauf.

Nun hatte Adelinde das Geſtändniß ſeiner Liebe gehört, und ihr Herz ſchwamm in Entzücken. Sie zitterte, ihre Kniee bebten, ſie ſah auf Olivier nieder; aber ſie war nicht im Stande zu ſprechen oder ihn aufzuheben. Endlich als ſie ſeine Thränen auf ihren Fingern fühlte, kam ihr mit einem Strome der ihrigen die Sprache zurück. „Olivier!" rief ſie mit dem ſchmelzendſten Tone der Liebe, „Olivier! mein Freund! mein Retter! mein Geliebter!" Olivier richtete ſich auf. Er ſah Thränen in ihren Augen glänzen, er ſah das himmliſche Lächeln in ihren Zügen, und ihre Arme ausgebreitet gegen ihn. Nun ſchwanden ihm Himmel und Erde, und aller Verhältniſſe vergeſſend ſprang er auf, ſchlug ſeine Arme um ſie, und drückte ſie an ſein Herz.

Noch hielten sie sich fest umschlungen, als ein starkes Geräusch von mehreren Stimmen im Vorsaale sie auseinander schreckte. Die Thüren flogen auf, und der König trat mit den Worten herein: „Ha! glücklich! da ist er noch!" Ihm folgten die Prinzen, Graf Percy und der alte Graf von Hauteville. „O mein Vater! mein theurer Vater!" rief Olivier, eilte auf ihn zu und wollte ihn umarmen; aber Hauteville trat ehrerbiethig zurück: „Nicht also, mein Prinz," sagte er, „diese Ehre gebührt mir nicht; erlauben Sie Ihrem ehemahligen Pflegevater, der erste zu seyn, der Ihnen als seinem Herrn huldigt." — „Was ist das?" rief Olivier, „ich ein Prinz? was fällt Ihnen ein, mein theurer Vater?" Er sah ihn besorgt und zweifelnd an.

„Nein, nein!" rief der König, zweifeln Sie nicht länger, Herzog von W** und empfangen Sie meinen wärmsten Wunsch zu dieser schönen Entwickelung Ihres Schicksals —"

„Und hier diesen Brief von dem Herzoge, Ihrem erlauchten Vater," fügte Hauteville hinzu, indem er Oliviern das Papier überreichte.

Dieser nahm es, noch immer zwischen Erstaunen, Hoffnung und Zweifel schwebend. Es

war die Hand des Herzogs, ſein Siegel; er küßte die verehrten Züge und bath um die Erlaubniß, ſich zu entfernen, um ihn zu leſen. Adelinde öffnete ihm ihr Cabinett, ein Blick, der ihm alles ſagte, was in ihrem erſchütterten Herzen vorging, begleitete ihn; und ſie blieb nun mit ihrer Familie und Hauteville, der ihnen indeß mündlich erzählte, was der Prinz durch den Brief ſeines Vaters erfahren ſollte, die Jugendgeſchichte des Herzogs, ſeine Liebe für die Hofdame ſeiner Mutter, dasſelbe Fräulein Amalia, die Olivier ſpäter unter dem Nahmen „Gräfinn von Fernhof" kennen gelernt hatte, des Herzogs geheime, aber rechtmäßige Vermählung mit ihr, und die Geburt ſeines erſten und einzigen Sohnes Olivier. Als der Zorn ſeines Vaters ihm die Gattinn geraubt hatte, war es einer treuen Kammerfrau gelungen, das kaum geborne Kind zu retten, und den Nachforſchungen des Großvaters ſo lange zu entziehen, bis ſie es wagen durfte, dem unglücklichen Vater mit Sicherheit zu entdecken, daß wenigſtens Ein Theil ſeines ehemahligen Glückes gerettet ſey. Außer ſich vor Freuden empfing der Herzog dieß theure Pfand, in deſ-

sen Zügen er mit Lust und Schmerz die auffallende Ähnlichkeit mit seiner Mutter erkannte, und übergab es bald darauf dem treuen Hauteville zur Erziehung, welcher auch in diesem Puncte das Zutrauen seines Herrn so schön rechtfertigte.

Mehr als sechzehn Jahre waren vergangen, des Herzogs Vater längst gestorben, er selbst in freudenloser Ehe an seine zweyte Gattinn gefesselt, als ein Ungefähr ihm entdeckte, daß seine Amalia noch lebe. Die Leidenschaft war längst verschwunden; aber eine innige, zärtliche Freundschaft zog ihn zu ihr. Er machte unter einem schicklichen Vorwande die Reise zu ihr, und beyde beschlossen, sich, unerkannt und der Welt unbewußt, treu zu bleiben. Amalia erfuhr mit Entzücken das Leben ihres Sohnes, sie kaufte sich in seiner Nachbarschaft an, sie wünschte ihn zu sehen; aber sein scheuer Mißmuth und ihre Furcht, von irgend jemanden erkannt, der eifersüchtigen Herzoginn verrathen, und dann vielleicht neuen Verfolgungen bloß gestellt zu werden, hielt beyde von einander entfernt, und lange mußte ihr Mutterherz sich mit bloßen Nachrichten von ihrem Kinde begnügen, bis je-

der König Adelindens Rechte in die des überglücklichen Olivier; und was eine Stunde vorher noch die Quelle unendlicher Leiden für die beyden Liebenden hätte seyn müssen, war nun die unversiegbare Quelle ihres Glückes.

Stille Liebe.

Die Präſidentinn von Almſtein trat in das Zimmer ihrer Töchter, um ihnen zu verkündigen, daß ſie die nächſte Woche auf einen glänzenden Balle zum ***ſchen Geſandten gebethen wären, und legte die neueſten Hefte des Modejournals auf den Tiſch, aus denen ſich die Mädchen Anzüge wählen ſollten. Mit frohem Geſichte ſprang Caroline, die jüngere, von der Arbeit empor, nahm die Hefte begierig in die Hand, und blätterte darin, indem ſie mit fröhlicher Geſprächigkeit die Zeichnungen lobte, verwarf und wählte. Ganz ſtill ſaß die ältere Schweſter neben ihr. „Du ſagſt gar nichts, Henriette,“ rief die Präſidentinn etwas unwillig, „freuſt du dich nicht?“

„Sie wiſſen, liebe Mutter, daß ich dergleichen Feſte nicht liebe, und wenn Sie mir erlauben wollten . . .“

„Zu Hause zu bleiben, nicht wahr? Da wird nichts daraus — du mußt mit. Ich begreife wohl, daß du mit deinem Gesichte nicht gern neben Carolinen erscheinst, aber eben deßwegen sollst du mit, und sollst eben so hübsch angezogen seyn als sie. Ich will nicht, daß man mir nachsage, ich machte einen Unterschied unter meinen Kindern, ich setzte dich zurück, weil du häßlich bist."

Sie ging. Sie glaubte dadurch der Welt zu beweisen, daß sie die schöne Caroline ihrer Schwester nicht vorziehe — aber die Welt glaubte es doch nicht. Schon seit ihrer ersten Kindheit war Henriette das zurück gesetzte, verstoßene Kind gewesen, und die Präsidentinn fühlte sich wahrhaft erleichtert, als vor ungefähr zehn Jahren ihre Schwester, die verwitwete Generalinn, das Mädchen von ihr verlangte, um ihr, bey dem Mangel an eigenen Kindern, in ihrer ländlichen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Hier wurde Henriette mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ihre Tante, eine vortreffliche Frau, bildete ihren lebhaften Geist und ihr gefühlvolles Herz nach den richtigsten Grundsätzen. Sie suchte die Abwesenheit äußerer Reitze durch einen Überfluß an inneren zu ersetzen. Henriette wuß-

te wohl, daß sie nicht hübsch war; aber auf dem Lande, als Nichte einer allgemein verehrten Frau, als ein Mädchen, das auch ohne diese Rücksicht, um seiner selbst willen geschätzt und gesucht wurde, fiel es ihr nie ein, daß der Mangel an Schönheit ein so großer Fehler, ein so wichtiges Hinderniß seyn könnte, in der Welt zu gelten und sein Glück zu machen. Die Tante starb, und der Präsident nahm seine Tochter zurück. Hier erfuhr sie nun mit einem höchst bittern Gefühle, daß man auf eine Naturgabe, die so wenig von uns abhängt, die so gar keinen Einfluß auf unser wahres Verdienst hat, einen so entschiedenen Werth legte. Niemand bemerkte sie, wenn sie neben ihrer schönen Schwester erschien, niemand sprach mit ihr; und gekränkt und verschüchtert durch dieses Betragen vergaß oder verschmähete sie, jene Vorzüge geltend zu machen, die ihr vielleicht hier und da die Aufmerksamkeit eines besseren Menschen zugezogen haben würden. So sah sie denn auch diese dem lieblichen Zauber folgen; sie blieb still, vergessen, allein mitten in dem bunten Schwarme, und die unzarte Behandlung ihrer Mutter vollendete die tiefe Kränkung, die sie oft mit heißen Thränen den Verlust ihrer trefflichen Tan-

te und die schöne Zeit ihrer früheren Jugend beweinen machte.

Caroline, obwohl von ihren Ältern angebethet und von der Welt mit Schmeicheleyen überhäuft, hatte ein unverdorbenes Gefühl treu bewahrt — sie liebte ihre Schwester innig; aber auch sie war nicht ganz zufrieden. Der Wille ihres Vaters und eine Art von Familienarrangement bestimmte sie zur Braut eines Verwandten, den sie nur als Kind gekannt hatte, und von welchem sie seit mehr als zehn Jahren nichts weiteres wußte, als daß er Major, ein sehr schöner Mann und ein braver Soldat sey. Caroline war nicht gebildet genug, um von einer zarten Harmonie der Gemüther Ahndung zu haben; aber sie zitterte vor dem Gedanken, einem Manne die Hand reichen zu müssen, der ihr vielleicht gar nicht gefallen könnte. Die Mädchen weinten und trösteten sich mit einander; und dieß Verhältniß machte sie einander immer lieber und unentbehrlicher.

Der Präsident von Almstein war der letzte männliche Sprosse von der jüngern Linie seines Hauses, die durch einen sonderbaren Zufall alle Rechte und Güter der älteren besaß. Sein Großvater hatte von zwey Frauen zwey Söh-

ne, die er, wie ihre Mütter, mit ungleicher Zärtlichkeit liebte. Den älteſten hielt nach dem Tode ſeiner Mutter häuslicher Unfrieden und ſeine eigene Neigung beym Soldatenſtande. Hier erwarb er ſich die Liebe und Achtung, die man ihm im väterlichen Hauſe verſagte, hier ſtieg er durch eigenen Werth bis zum General empor; aber ſchon in der Blüthe der männlichen Jahre hatten mancherley Ungemach und Beſchwerden und gefährliche Wunden ſeine Geſundheit ſo erſchöpft, daß er einem nahen Tode oder einem ſiechen Alter entgegen ſah. Er gab jeden Gedanken an eheliches Glück und die Freuden der Nachkommenſchaft auf; und in dieſer Stimmung gelang es einem ſogenannten Freunde, der aber nichts als ein Abgeordneter ſeiner Stiefmutter war, den Lebensmüden zur Abtretung aller Güter an ſeinen jüngern Bruder, für die Erhaltung des Hauſes, zu bereden. Nicht lange darnach ſtarb der Vater, und der jüngere Sohn trat die großen Reichthümer an. Der General zog ſich auf das einzige Landgut, das ihm geblieben war, zurück, und ſah ſein Leben ſtill und ruhig verfließen. Aber in dieſer ländlichen Stille und Ruhe erhohlte ſich ſeine Geſundheit, das Daſeyn wurde ihm wieder lieb; er fand ein

Mädchen, deſſen Schönheit und ſanfte Güte ſein Herz rührte, das ſich gern entſchloß, ſein kleines Vermögen und jedes Schickſal mit ihm zu theilen. Sein älteſter Sohn betrat die Bahn ſeines Vaters, ſein Enkel, eben derſelbe Major, dem Caroline beſtimmt war, hatte ſich bereits bedeutenden Ruhm erworben, und der Präſident betrieb mit außerordentlichem Eifer dieſe Familienverbindung, welche die beyden Zweige des Hauſes vereinigen, und den älteren wieder in den Beſitz der Güter ſetzen ſollte, die er durch ein halbes Jahrhundert entbehrt hatte.

Vergebens ſuchte Caroline unter allerley Vorwand ihren Vater von dieſem Plane abzubringen, der ihr für ihr künftiges Glück ſo gefährlich ſchien; aber er war unerſchütterlich, und es ſchien ſo gar, als ob er geheime Urſachen habe, als ob ein Theil ſeiner Ruhe und Zufriedenheit davon abhinge.

So vergingen viele Monathe. Gegen das Ende des nächſten Herbſtes erhielt der Präſident Nachricht, daß der Major Urlaub nehmen werde, um in die Reſidenz zu gehen und ſeine Braut kennen zu lernen. Das Gerücht flog ihm voran und verkündete Carolinen und den Damen der Reſidenz in dem Major den ſchönſten,

edelſten, tapferſten Officier, von deſſen Bravour und Güte ſo manche Anecdote zu erzählen war. Er war es, der einſt faſt ganz allein eine feindliche Schanze erſtürmt, einen feindlichen General, den er verwundet und gefangen genommen, mit Gefahr ſeines Lebens vor Unbilden geſchützt und aus der Schlacht getragen hatte; er war es, dem ein angezündetes Dorf ſeine Rettung, ſo viele Unglückliche ihr Leben oder die Erhaltung ihrer Habe dankten. Schon einige Tage vor ſeiner Ankunft war er der Gegenſtand des Geſpräches; und obwohl man wußte, daß ſeine Hand verſagt war, hinderte dieß doch manche Schöne nicht, wenigſtens Pläne auf ſein Herz zu entwerfen.

Am geſpannteſten erwartete ihn natürlicher Weiſe ſeine Braut und ihre Schweſter, und ihre ſtillen herzlichen Unterredungen drehten ſich nur um ihn. Eines Abends war zahlreiche Geſellſchaft in ihrem Hauſe, als auf einmahl ſich die Thüren öffneten, und ein junger Mann in Uniform, mit dem Orden an der Bruſt, eintrat — eine der ſchönſten männlichen Geſtalten und zugleich ſo viel Edles in Haltung und Blick, daß die Augen, die ſich nach ihm gewandt hatten, unwillkürlich an ihm hängen blieben. Mit be-

ſcheidener Zuverſicht ging er auf den Präſidenten zu, und überreichte ihm einen Brief, den dieſer nicht ſo bald erbrochen und einen Blick hinein geworfen hatte, als er den jungen Mann mit herzlicher Freude umarmte, und ihn ſeiner Frau und dem ganzen Zirkel als ſeinen Neffen, den Major von Almſtein, vorſtellte.

Caroline erröthete bis unter die Locken. Das war alſo der Mann, mit dem ſie unauflöslich verbunden werden ſollte! Wenigſtens war die Erſcheinung nicht unangenehm; und ihr Blick kehrte eben ſo oft verſtohlen auf den ſchönen Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit zurück, als ihre Mutter die ihrigen triumphirend herum blicken ließ, um der Geſellſchaft zu ſagen: „Dieſer Phönix, von dem das Gerücht ſo viel erzählt hat, deſſen Anblick noch weit mehr verſpricht, iſt unſer, iſt das Eigenthum der bewunderten Caroline!"

Auch Henriettens Auge war auf ihn gefallen, und eine bebende Empfindung durchſchauerte ihr Innerſtes. So hatte ſie ſich einen vollkommenen Mann gedacht! Unter ähnlichen Zügen war ihr öfters ein Ideal in ſtillen Träumen erſchienen! Sie erblaßte, denn der Mann war der Bräutigam ihrer Schweſter; und als Alles

ſich freudig um ihn her drängte, zog ſie ſich ſtill mit der tiefen Wunde im Herzen zurück. Er hatte ſie kaum bemerkt. Auf ihrem einſamen Zimmer fiel ihr Blick ſchmerzlich in den Spiegel — und Thränen traten in ihr Auge. Sie nahm ſich vor, den gefährlichen Mann ſo viel als möglich zu vermeiden, um den Pfeil nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken.

Der Major ward bald einheimiſch im Hauſe ſeiner Verwandten, und alles ſchien den gewünſchteſten Gang zu gehen. Carolinens Geſtalt hatte ihn zuerſt angezogen; ihre natürliche Güte hielt ihn feſt. Er bemerkte wohl, daß es ihr an Geiſtesbildung fehlte; aber er nahm ſich vor, da ſie ſo jung war, das Verſäumte mit ihr nachzuholen, wenn ſie ſeine Frau ſeyn würde. Er entdeckte einen großen Antheil von Leichtſinn und Hang zu Putz und Zerſtreuung in ihr, und er ſchmeichelte ſich, wenn ſie ihn erſt recht kennen und lieben gelernt hätte, daß ſie in dieſer Liebe und dem häuslichen Glücke Erſatz für jene ſchimmernden Freuden finden werde. So verlor dieſe Familienverbindung, die ſeiner Sinnesart im Anfange ſehr gewidert hatte, allmählich ihr Abſchreckendes; er gewöhnte ſich an den Gedanken, Carolinen als die künftige Gefährtinn ſei-

nes Lebens zu denken. Er empfand keine Leidenschaft für sie, sie war ihm nicht unentbehrlich zu seiner Glückseligkeit; aber er war ihr herzlich gut, und hoffte mit diesem Gefühle eine recht vergnügte Ehe führen zu können.

Seltsam kam ihm das Betragen seiner künftigen Schwägerinn vor. Daß sie weit mehr Verstand und Bildung, überhaupt mehr Charakter hatte, als ihre Schwester, wurde ihm bald aus den wenigen Gesprächen gewiß, zu denen er sie gleichsam zwang; was Caroline ihm von ihrem vortrefflichen Herzen sagte, bestätigte die Meinung, die er selbst von ihr gefaßt hatte, und er achtete sie recht sehr, ohne sie eigentlich zu kennen. Aber es war ihm unmöglich, sich ihr mehr zu nähern, da sie ihn geflissentlich vermied und alles that, was in ihrer Macht stand, um jedes Beysammenseyn mit ihm, besonders mit ihm allein, zu verhindern.

Die Ältern bemerkten dieß Betragen, und redeten darüber mit Henrietten. Diese wußte ihr Benehmen geschickt unter allerley Vorwänden zu entschuldigen; da sie aber nichts daran änderte, überzeugten sich endlich die Ältern, daß sie einen geheimen Haß gegen den Major, oder eigentlich gegen diese Verbindung hegen müsse,

indem Carolinen der allergrößte Theil des Vermögens bestimmt, und ihr nur eine ganz mäßige Summe versichert war.

Henrietten kränkte diese Vermuthung tief; aber Sie that nichts, um sie zu zerstören. Sie hätte alles, ja den Tod lieber erleiden, als ihre unglückliche Leidenschaft für einen Mann verrathen wollen, der ihrer Schwester bestimmt und mit dieser Bestimmung so zufrieden war. Auch der Major fing zuletzt an, an eine verborgene Abneigung gegen sich zu glauben, und manche Mißverständnisse, wie sie in solchen Verhältnissen unvermeidlich sind, manche Winke der unklugen Mutter bestätigten ihn in dieser Meinung.

Des Majors Urlaub ging zu Ende; man hoffte, der nächste Feldzug würde der letzte seyn, und die Heirath wurde auf den Zeitpunct des Friedens bestimmt. Er nahm ohne Schmerz aber mit wahrer Rührung Abschied von seiner Braut, empfing den Segen der Ältern, Henriettens stummes, zitterndes Lebewohl, und reiste ab.

Caroline vermißte die ersten Tage recht sehnlich den angenehmen Gesellschafter, und unterhielt sich in den folgenden angelegentlich mit ihrer Ausstattung und allen Anstalten zu ihrer

künftigen Einrichtung. Henriette war still wie immer; aber das Haus, die Welt war ihr öde und ausgestorben. Mit Zittern horchte sie auf jede Nachricht vom Kriege, Zeitungen und Landkarten machten ihre liebste Beschäftigung aus; sie wechselte die Farbe, wenn Briefe vom Major kamen, und war in sichtbarer Bewegung, wenn sie länger ausblieben, als man gerechnet hatte. Die Ältern, die sie nie verstanden, begriffen sie auch dieß Mahl nicht; man nannte sie seltsam, lächerlich, gewöhnte sich endlich an diese Sonderbarkeiten, und ließ sie gehen. Das war alles, was sie wünschte.

Gegen den Frühling zu wurde Caroline schwer krank; das Übel nahm mit großer Heftigkeit zu. Henriette wich nicht von ihrem Bette Trotz aller Gefahr der Ansteckung, mit der der Arzt ihr drohte. Am fünften Tage war die blühende glückliche Caroline eine Leiche. Henriettens Schmerz war tief und nagend; dennoch war sie es, in deren Armen der gebeugte Vater noch einigen Trost fand. Die Mutter verzweifelte; der Tod der Lieblingstochter hatte ihr das Herz gebrochen, sie fing an zu kränkeln. Man meldete dem Major den unglücklichen Fall; sein Brief trug das Gepräge der innigsten Theilnah-

me und eines gerechten Schmerzens, aber keine Spur von jener Zerstörung, die der Tod einer geliebten Braut in dem Herzen eines jungen Mannes anrichten mußte.

Als die erste Betäubung vorüber war, sprach der Präsident von seinem unabänderlichen Plane, die beyden letzten Zweige des Hauses durch eine Heirath zu verbinden. „Wir haben noch eine Tochter," setzte er endlich hinzu; „Henriette soll an Carolinens Stelle treten, so bleibt das ganze Vermögen beysammen, und kommt wieder an den älteren Stamm." Sie war gegenwärtig. Ein Fieberschauer durchzuckte ihre Glieder; Entzücken und Angst, Hoffnung und Schmerz wechselten schnell in ihrer Seele. „Ach Gott!" sagte die Präsidentinn, „welch ein Tausch! Lea für Rachel!"

Das durchbohrte Henriettens Herz — Lea für Rachel! Sie wankte, sie mußte sich an einen Stuhl halten. Nicht die liebloſe Anspielung ihrer Mutter, aber die Überzeugung, daß sie mit ihrer Gestalt nie die Gemahlinn des schönsten und liebenswürdigsten Mannes werden könnte, ohne den Spott und Tadel der ganzen Welt auf sich zu ziehen, und ihn bald vor Überdruß und Reue an ihrer Seite hinschmachten zu se-

hen — das war's, was in dem Augenblicke klar aber mit tödtender Schärfe vor ihr ſtand. Sie ſchwor ſich zu, das ungeheure Opfer, das nur Familienrückſichten von ihm erzwingen konnten, nie anzunehmen, und es lieber auf's Äußerſte ankommen zu laſſen.

Alle ihre Weigerungen fruchteten nichts. Es wurde an den Major geſchrieben, der mit einer artigen Wendung — es ſey ihm unmöglich, ſo ſchnell nach dem Verluſte ſeiner Braut an eine zweyte Verbindung zu denken — um Aufſchub und Bedenkzeit bath. Das war Henrietten genug — ſie wußte nun, was ſie zu wiſſen brauchte, um ihren ernſten Entſchluß noch unwiderruflicher zu machen.

In wenig Wochen ſtarb ihre Mutter aus Gram über den Verluſt ihrer Tochter, und Henriette beredete ihren Vater leicht, mit ihr auf eines ſeiner Güter zu gehen, da er ohne dieß nur aus Gefälligkeit gegen ſeine Frau in der Stadt geblieben war. Hier widmete ſie ſich mit ſchwärmeriſcher Hingebung der Pflege, dem Vergnügen des einzigen theuern Weſens, das ihr angehörte, und der Präſident, der in ſeiner Ehe nach der großen Welt dieſe Empfindung nie kennen gelernt hatte, lebte in ihren Armen wieder

auf, und schien nicht unzufrieden, daß der Major seinen Entschluß noch eine Weile aufschob, und ihm die theurer gewordene Tochter ließ. Aber Henriettens hartes Schicksal war noch nicht müde, ihr Herz zu treffen. Auf einer Jagd im Spätherbste, die der Präsident leidenschaftlich liebte, stürzte er mit dem Pferde, und ward sterbend in das Schloß zurück gebracht. Er hatte die Sprache verloren; Henriette wollte verzweifeln, als sie seine Zeichen, die ängstlichen Blicke, mit denen er auf seinen Schreibtisch wies, nach hundert Versuchen, sie zu deuten, nicht errathen konnte. Er starb einige Stunden darauf in ihren Armen, und ließ sie im Besitze des ganzen unermeßlichen Vermögens.

Ganz verlassen, ganz einsam auf der weiten Welt, war sie eine Zeit lang für jedes Vergnügen, selbst für jede Erheiterung erstorben; endlich übte die Zeit ihre stille Gewalt auch über sie, und sie wurde wieder fähig, etwas anders als ihren Schmerz und den so schnell gehäuften Verlust ihrer Lieben zu denken. Das erste war, ihre vorgeschlagene Verbindung mit dem Major aufzuheben, und diesem seine volle Freyheit zu schenken. Es schien immer der angelegentlichste Wunsch ihres Vaters gewesen zu seyn,

das Vermögen an den älteren Stamm zu bringen. Das sollte auch zum Theile geschehen, nur nicht so, wie er es gemeint hatte. Sie schrieb an den Major; sie verbarg ihm nicht, daß sie seine geringe Neigung für sie kenne, sie schilderte ihm die hohen Forderungen, die sie an eine glückliche Ehe machte, und bath ihn daher, sich und ihr selbst allen künftigen Zwang zu ersparen und einen Plan aufzugeben, der keines von beyden glücklich machen würde. Zugleich bath sie ihn, ihr zu erlauben, da sie nun ganz verwaist, ganz allein auf der Welt sey, statt jenes zerrissenen Verhältnisses ein anderes mit ihm anzuknüpfen; sie bath ihn, sie als seine Schwester, und das Vermächtniß ihres Vaters als ein gemeinschaftliches Erbtheil zu betrachten, auf das er eben so wohl Anspruch habe als sie. Endlich trug sie ihm die Hälfte ihres Vermögens mit einer so schönen Wärme, einer so herzlichen Freude an, daß man so gereitzt seyn mußte, als es der Major durch den Anfang ihres Briefes war, um in allen diesen Äußerungen nichts als das dringende Verlangen zu sehen, der Verbindung mit ihm um jeden Preis los zu werden.

In dieser unmuthigen Stimmung setzte er sich hin, um ihr auf der Stelle zu antworten. Er gab ihr ihre volle Freyheit wieder, entsagte allen Ansprüchen auf ihre Hand, sandte ihr alle Briefe ihres Vaters, die auf diese Sache Bezug hatten, zurück, und verwarf aber auch eben so bestimmt und mit großer Bitterkeit ihren Antrag über die Theilung des Vermögens.

Er war sehr aufgebracht — er konnte sich das Zeugniß geben, kein Geck zu seyn, er glaubte durch sein Betragen bey jedermann, also auch bey Henrietten, die Zuversicht erweckt zu haben, daß er nie fähig seyn würde, ein Mädchen zu heirathen, das ihm ihre Hand nicht ganz freywillig gäbe. Zu was also diese Umstände? Wozu ein so großes Opfer? War er denn so durchaus unerträglich oder so niedrig denkend, daß man sein halbes Vermögen darum gab, um sich von ihm los zu kaufen?

Der Brief schmerzte Henrietten, die es so herzlich gut gemeint hatte: dann aber reißte sie der edle Stolz wieder, der aus jeder Zeile sprach, und sie fühlte mit Wehmuth, wie trefflich der Mann war, dem sie entsagte, von dem ein unübersteigliches Hinderniß, wie sie es nannte, sie auf ewig schied. „Lea für Rahel!" so tönte

es in ihren Ohren, wenn sie sich auch einmahl einer täuschenden Hoffnung, einer schmeichelnden Möglichkeit hingab — und ihr Entschluß stand von neuen fest.

Als des Majors erste Hitze verflogen war, las er Henriettens Brief noch ein Mahl. Zuerst fiel ihm, was er in seinem Unwillen nicht bemerkt hatte, die zierliche Schrift, die richtige, schöne Schreibart auf, dann kam er zu den Gesinnungen; sie schienen ihm wenigstens nicht gemein und nicht unedel. Er dachte sich in des Mädchens Lage, er fand etwas Zartes und Schönes in ihrer Handlungsweise und etwas Herzliches in dem Tone zu ihm, und er fing an, das Mädchen sehr zu achten, das sich so durchaus weigerte, seine Frau zu werden.

So verging ein volles Jahr nach ihres Vaters Tode. Der Major war indessen bis zum Obersten vorgerückt; und Henriette erhielt nur zufällig oder auf geheimen Wegen Nachricht von ihm. Da machte eine Veränderung, die sie in dem Schlosse vornehmen ließ, es nöthig, die Meubeln aus dem Schlafzimmer ihres Vaters, die sie bisher aus einer Art von Ehrfurcht unverrückt erhalten hatte, herauszuräumen. Den

Schreibtisch ließ sie in ihr Zimmer setzen, und richtete ihn zu ihrem Gebrauche ein.

Bey dieser Beschäftigung erinnerte sie sich mit Schmerz an die letzten Augenblicke ihres Vaters und die vergeblichen Versuche, seine Zeichen zu verstehen. Sie hatte damahls schon den Schreibtisch ganz durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt war durch das Hin- und Hertragen an der Rückseite des Schrankes ein verborgenes Fach sichtbar geworden, von dessen Daseyn sie nichts geahndet hatte. Mit einem geheimen Schauer machte sie es auf, und fand — einige uralte Schriften in einem Umschlage von ihres Vaters Hand. Sie las. Wie groß war ihr Erstaunen, ihr Schrecken, als diese Papiere sie belehrten, daß ihre Familie mit Unrecht die Güter besaß, daß ein späteres Testament ihres Urgroßvaters vorhanden gewesen war, welches jene ungerechte Verfügung zurück nahm, und den ältern Sohn in seine Rechte einsetzte! Ihr Vater hatte dieß Testament unter den geheimen Papieren seines Großvaters gefunden; und wahrscheinlicher Weise hatte weder seine Frau noch sein jüngerer Sohn eine Ahndung von seinem Daseyn gehabt, sonst würden sie es vertilgt haben. In Reichthum und

Überfluß erzogen und daran gewöhnt, mangelte dem Präsidenten die Kraft, durch eine öffentliche Bekanntmachung dem allen zu entsagen; da ihn aber sein Gewissen nicht ruhig ließ, suchte er durch einen Mittelweg, durch jene Familienverbindung beyde Endzwecke zu vereinigen.

Jetzt verstand Henriette die letzte ängstliche Pantomime ihres Vaters; und tausend Gedanken und Empfindungen strömten plötzlich auf sie ein. Eine Weile saß sie wie betäubt, das verhängnißvolle Blatt in der Hand. Aber in einem Gemüthe, wie das ihrige, konnte kein Zweifel bleiben über das, was hier zu thun sey. Sie sprang auf; ihr Entschluß war gefaßt. Ohne irgend jemanden, ohne selbst ihrem Vormund etwas von der Sache zu entdecken, traf sie alle Anstalten zur Abreise in die Residenz, wo die Gräfinn von Dehnitz, Almsteins Schwester, den Winter zubrachte. Sie ging gerade zu ihr und bath sie, ihren Mann rufen zu lassen, weil sie ihnen ein wichtiges Familiengeheimniß zu entdecken habe. Der Graf kam; und nun zog Henriette die Papiere hervor, überreichte sie ihm, und bath ihn, an seinen Schwager zu schreiben, und ihn zu ersuchen, daß er Anstalten treffen möge, um die Güter zu über-

nehmen, die sie auf der Stelle abzutreten bereit sey.

Der Graf und die Gräfinn sahen Henrietten mit stummem Erstaunen an. Sie wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Größe des Opfers, oder die Ruhe und Freudigkeit, womit es gebracht wurde. Endlich fiel ihr die Gräfinn um den Hals: „Und hast du denn nicht bedacht, edles Mädchen, daß du nun ganz arm wirst, indem du meinem Bruder Alles abtrittst? Hast du denn keine Bedingungen zu machen? Setze sie auf, fordere, was du willst! ich kenne meinen Adolph, er wird freudig mit dir theilen, was ganz zu behalten in deiner Macht stand." Henriettens Herz schwoll hoch empor; edler Stolz, Freude, des Geliebten Glück zu gründen, und schöne Rührung bewegten es in süßen Schwingungen. Sie sank in die Arme der Gräfinn und rief mit Thränen: „Ich bin ganz glücklich, wenn dein Bruder erhält und annimmt, was sein ist vor Gott und jedem gerechten Richter. Das Erbtheil meiner Tante reicht für meine Bedürfnisse hin; ich brauche nicht mehr." Noch ein Mahl drangen beyde Gatten herzlich in sie; sie blieb fest auf ihrer Weigerung, und trieb sie selbst an, ihren Bruder nicht so lange auf die gute Bothschaft warten zu lassen.

Der Graf schrieb auf der Stelle; die Gräfinn ließ Henrietten nicht mehr weg, sie betrachtete sie als einen Schutzgeist, als ein höheres Wesen, das zum Segen in ihr Haus gekommen war. Henriette fand schon einen Theil ihres Lohnes in der Liebe ihrer Verwandten; noch mehr aber zog sie die Ähnlichkeit mit Almstein an seine Schwester. Sophie, so hieß die Gräfinn, hatte ihres Bruders Farbe und Züge, noch mehr, sie hatte sogar eine Stimme, deren Ton die Erinnerung an die seinige hervor rief. Henriette fühlte sich wie durch einen Zauber an sie gebunden; sie blieb gern bey ihr, und verlebte hier einige sehr vergnügte Tage.

Der Oberste hatte unterdessen den Brief seines Schwagers erhalten. Henriettens Edelmuth setzte ihn in Erstaunen. Nicht, daß sie ein Vermögen zurück gab, das sie nicht mit vollem Rechte besaß, war es, was ihn rührte; er fühlte, daß sie so handeln mußte, daß er selbst so gehandelt haben würde — aber die Weise, wie sie es that, dieses ganz uneigennützige, edelstolze Betragen, dieses gänzliche Vergessen eigener Rücksichten, dieses schöne Vertrauen in ihre Freunde bewegten und reitzten ihn. Er rief sich die zerrissenen Verhältnisse zurück, und es schien

ihm, als hätte sein Leben an Henriettens Seite schöner seyn müssen, als an Carolinens; er suchte ihren ersten Brief hervor, worin sie ihm um Aufhebung ihrer Verbindung gebethen hatte, er fand manches darin, was ihm vor einem Jahr anders vorgekommen war. Er wünschte Henrietten näher kennen zu lernen; sein Herz war frey — und so entstand der Gedanke bey ihm, daß jene Verbindung vielleicht doch wieder angeknüpft werden, und so das edle feinfühlende Mädchen im Besitze ihrer Reichthümer bleiben könnte.

Er schrieb an sie. Der Brief trug das Gepräge der zartesten Achtung und freundlichsten Theilnahme. Er wollte von keiner unbedingten Abtretung des Vermögens wissen; er both ihr eine Theilung an — oder — das Ganze, wenn sie sich entschließen könnte, dem alten Wunsch ihres Vaters gemäß, es mit seiner Hand wieder zu empfangen.

Henriette zitterte, als sie den Brief durchlas; ihr Gefühl für Adolph erwachte in seiner ganzen Stärke. Sie stand — sie zweifelte — eine entzückende Zukunft trat vor ihre Seele. Aber jetzt fiel ihr Blick auf den Spiegel — „Lea für Rahel!" tönte es in ihren Ohren. Sie ver-

glich ihre Gestalt mit Almsteins Götterbildung, sie dachte an das Urtheil der Welt, sie überlegte, daß unmöglich Neigung — daß bloße Großmuth ihn vermocht haben konnte, ihr diesen Antrag zu thun — und sie gewann es über ihr tief erregtes Herz, ihn mit Festigkeit auszuschlagen. Um nicht eigensinnig zu scheinen und seine Güte zu kränken, bedung sie sich von dem ganzen Vermögen das artige Landgut Rohrbach zu ihrem Eigenthume aus, das für sie den unschätzbaren Werth hatte, in einer romantischen Lage und ganz nahe bey Festenberg zu liegen, wo Almsteins Schwester, an die sie so viele geheime Bande fesselten, den größten Theil des Jahres zubrachte, wo sie oft Nachricht von ihm zu erhalten hoffte, wo sie sich ihm näher glaubte.

So schonend und zart auch Henriettens Weigerung eingekleidet war, so fühlte sich Almstein, der sie wahrhaft achtete, dennoch dadurch beleidigt. Er glaubte eine bestimmte Abneigung, jenen Widerwillen, von dem er im Hause ihrer Ältern schon gehört hatte, darin zu erkennen. Er konnte sich, im Bewußtseyn seines Werthes und des tadellosen Betragens, das er jederzeit gegen sie beobachtet hatte, diese Erscheinung nicht

anders, als aus einem übeln Vorurtheil oder einer natürlichen Antipathie erklären. Beyde Arten mußten sein Gefühl verletzen; und er dachte seitdem nie anders als mit sehr gemischten streitenden Empfindungen an das seltsame Mädchen. Aber er betrachtete es als eine heilige Pflicht, so für ihre Zukunft zu sorgen, daß sie nie Ursache haben sollte, den Schritt zu bereuen, den sie gegen ihn gethan. Darum folgte in einem Briefe an seine Schwester eine förmliche gerichtliche Abtretung von Rohrbach, mit allem, was dazu gehörte, und noch manchen andern Vortheilen, nebst einer Charta bianca an seinen Banquier und der herzlichen Bitte, daß Henriette nach der unbedingtesten Willkür von diesem Blatte Gebrauch machen möchte. Über die Theilung des Übrigen behielt er sich vor, bey seiner Zurückkunft, die er so sehr als möglich zu beschleunigen suchen würde, mit ihr selbst zu sprechen.

Henriette fühlte die Kälte, die in dem Briefe des Obersten lag, und deutete sie, wie es ihr nach ihren Ansichten möglich war. Sie empfing mit freundlichem Danke die Verschreibung über Rohrbach — zerschnitt vor Sophiens Augen die Charta bianca bis auf Almsteins Unterschrift in Stücken, und steckte diese in den Busen,

zum Andenken an seine Großmuth, wie sie sagte. Sophie sah sie ernst und forschend an. Es stiegen Gedanken bey ihr auf, die schon öfters flüchtig ihr durch den Kopf gefahren waren. Jetzt wurden sie heller und bestimmter — aber sie schwieg, um durch kein vorschnelles Reden Henriettens tief verborgenes Gefühl zu verschüchtern.

Als diese allein war, pries sie sich glücklich, Almsteins Antrag, das ungeheure Opfer seiner Großmuth nicht angenommen zu haben. „Er liebt mich nicht — wie könnte er auch! Er kennt mich nicht," rief sie schmerzlich, „ich habe nichts, was die Männer anziehen kann — und wenn ich auch Etwas bin, so bin ich es nur für die, die sich die Mühe geben, mich genauer kennen zu lernen. Das wird Almstein nie!"

Sie blieb noch ein paar Wochen bey Sophien, und ging dann auf ihr einsames Schloß zurück, um es mit allen übrigen dem Geschäftsträger ihres Vetters zu übergeben. Zu ihrem großen Erstaunen hörte sie von ihm, daß er Auftrag habe, alles nur bedingter Weise zu übernehmen, in so fern nähmlich sie keine Forderungen zu machen habe. Ein süßes Gefühl von Dank und Rührung bewegte ihr Herz — sie er-

klärte bestimmt, daß sie keine Forderungen zu machen habe, sie ließ sich von ihrem Vormunde, der sehr unwillig über ihre voreilige Großmuth war, eine Schrift darüber aufsetzen, übergab Alles, und reiste in einigen Tagen mit ihrer Begleiterinn, einer würdigen Officierswitwe, nach Rohrbach ab.

Eine angenehme Überraschung war es ihr, den Grafen Dehnitz und seine Frau beym Aussteigen aus dem Wagen hier zu finden, die sie als Nachbarn freundlich in ihrem neuen Eigenthume bewillkommten; aber eine noch schönere war ihr vorbehalten. Das ganze Schloß war, so viel es die kurze Zeit erlaubte, auf Almsteins Befehl mit allem, was zur Bequemlichkeit, zur Eleganz, zum freundlichsten Lebensgenusse gehört, versehen worden. Eine wohl eingerichtete Bibliothek, ein Zimmer mit gewählten Kupferstichen, treffliche musikalische Instrumente, ein Treibhaus voll der seltensten und lieblichsten Blumen und Pflanzen — kurz alles, was ein gebildeter Geist in der Einsamkeit bedürfen kann, war mit eben so viel Wahl als Niedlichkeit herbey geschafft. Die Gräfinn führte Henrietten überall herum; und diese folgte ihr mit freudig pochendem Herzen und sichtlicher Rührung. „Sage deinem Bruder, hob sie zuletzt an, wie

froh du mich gesehen hast, wie mich sein Geschenk und seine Aufmerksamkeit erfreuet hat, und bitte ihn, daß er den wortlosen Dank eines gerührten Herzens zum Lohne seiner zarten Güte nehmen soll!"

Am dritten Tage kehrten der Graf und Sophie nach der Residenz zurück, mit dem Vorsatze, recht bald nach Festenberg zu kommen, und dann frohe Tage mit Henrietten zu verleben. Diese brachte einige Zeit damit zu, sich in ihrem Hause, in ihren Meubeln, diesen süßen Erinnerungen an den freundlichen Geber, einzugewöhnen. Sein Andenken war die liebste Beschäftigung ihrer Einsamkeit; aber ihr Herz, ihr lebhafter Geist fand bald wichtigere in den Anstalten und Planen, die sie zur Verbesserung des Zustandes ihrer Unterthanen entwarf. So verging der letzte Rest des Winters, und mit dem Frühlinge kamen ihre lieben Nachbarn nach Festenberg. Nun hatte sie Gesellschaft, und eine so werthe, so beziehungsreiche! Sie war fast täglich in Festenberg oder die Familie bey ihr, und Almsteins Briefe von der Armee machten lebhafte Epochen in der stillen Lebensweise guter Menschen, die so innigen Theil an ihm nahmen.

Sein letzter enthielt seine Empfindungen am Vorabende einer großen Schlacht, die auf den folgenden Tag festgesetzt war. Er war sehr ernst, und mitunter düster; es schien, als schwebten ihm finstere Ahndungen vor. Mit ängstlicher Erwartung sah man in Festenberg, und noch mehr in Rohrbach, einem zweyten Briefe entgegen. Er blieb aus. Die Nachricht von der gewonnenen Schlacht kam durch öffentliche Blätter; unter denen, die sich am rühmlichsten ausgezeichnet hatten, und unter den schwer Verwundeten war sein Nahme. Tiefer Schmerz und bange Sorge hielt Sophien — eine nahmenlose Angst Henrietten während zwey langen Tagen in fürchterlicher Spannung. Am dritten kam ein Brief von Almsteins Kammerdiener. Der Oberste hatte die Schlacht, die bey nahe verloren gewesen war, durch seine Unerschrockenheit, durch den guten Willen seines Regiments wieder hergestellt und gewinnen machen, indem er sich an der Spitze seiner Küraſſier auf den vordringenden Feind warf, die geschlossenen Scharen durchbrach, und Verwirrung und Bestürzung verbreitete. Der Muth der Seinigen belebte sich an seinem Beyspiele; die Fliehenden standen, die Zerstreuten sammelten sich wieder.

Da traf im Handgemenge ein Säbelhieb seinen Kopf; noch wollte er, der eigenen Gefahr nicht achtend, weiter vordringen, als ein zweyter Streich ihn rücklings über sein Pferd stürzte, und die ganze Fronte seiner Escadron, unwissend und unaufhaltsam, über ihn wegsprengte. Man zog ihn nach der Schlacht für todt unter den Leichen hervor, und obwohl er bey Absendung dieses Briefes, ungefähr acht Tage nach der Affaire, noch lebte, so war doch wenig oder gar keine Hoffnung zu seiner Rettung.

Heiße Thränen flossen in Festenberg und Rohrbach seinem Unglück und dem drohenden Verluste. Jetzt erst fühlte Henriette, wie unaussprechlich theuer ihr Adolph war. Der heftige Schmerz griff ihre Gesundheit an, sie wurde bedenklich krank, und Sophie theilte ihr Herz in Besorgnissen um den geliebten Bruder und die geliebte Freundinn; aber sie müßte keine Frau gewesen seyn, wenn nicht diese Erscheinung sie belehrt hätte, daß ihre vorigen Muthmaßungen gegründet waren, und Henriette ihren Bruder liebe. Unbegreiflich blieb ihr indessen Henriettens entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit ihm; weil diese aber ein so strenges Stillschweigen über ihr Gefühl be-

obachtete, und ſich bemühte, die wahre Urſache ihrer Krankheit vor Sophien zu verbergen, ſo verboth es das Zartgefühl, die Hülle dieſes Geheimniſſes, die Henriette ſo gefliſſentlich über ihr Herz zog, gewaltſam zu zerreiſſen.

Zwey Wochen vergingen in unſäglicher Angſt und Trauer. Endlich kam ein zweyter Brief. Der Kammerdiener meldete der Gräfinn, daß zwar Hoffnung zum Leben für den Oberſten vorhanden wäre, daß er aber ſchwerlich je wieder ganz hergeſtellt werden würde, indem die Wunden viel zu tief und gefährlich geweſen wären; auch ſchiene ſein Herr ein längeres Leben unter dieſen Umſtänden kaum zu wünſchen, er ſey ſehr ſchwermüthig und finſter.

Dieſer Brief erfüllte ſeine Freunde mit ſehr gemiſchten Empfindungen; bey Henrietten war die hauptſächlichſte ihre vermehrte Liebe für ihn. Sein Bild war ihr in ruhigen Tagen oft erſchienen, in allem Schimmer der Schönheit, blendend, entzückend! Jetzt verließ es ſie keinen Augenblick mehr — aber immer ſah ſie ihn bleich, krank, ſchwermüthig, und eben darum ganz hinreiſſend, ganz unwiderſtehlich. Jetzt bereuete ſie es, ſeinen Antrag nicht angenommen zu haben; jetzt wäre es ihr möglich geworden,

das zu erreichen, was ihr der würdigste Zweck ihres Lebens schien — sich ihm ganz zu weihen, sein trauriges Loos zu verschönern, und so manche Last von seiner müden Seele zu nehmen. Seine Schönheit war jetzt kein Hinderniß mehr; ihr siegender Zauber war größten Theils zerstört — sie wäre ihm gleich gestanden, und sein Glück hätte ihr Werk seyn können.

Sorgfältig verbarg sie diese Empfindungen unter einer gelassenen freundschaftlichen Theilnahme; aber Sophie hatte einmahl ihr Herz durchschaut, und so baute sie im Stillen, ohne das Geringste zu äußern, auf Henriettens Liebe und ihres Bruders Denkart, die sie genau kannte, einen schönen Plan, der das Glück der ganzen Familie begründen sollte.

Nach ein paar Monathen kam ein Brief von Almstein selbst. Er konnte wieder auf seyn, er konnte sich in kurzen Absätzen wieder mit Lesen und Schreiben beschäftigen. Seine Wunden waren geheilt; aber die Folgen davon, schrieb er, würden sein ganzes Leben verbittern. Die Zukunft läge düster und traurig vor ihm; und wenn er nicht fürchten müßte, seiner Schwester und ihrem ganzen Hause eine unerträgliche Last aufzubürden, so würde es die einzig denkbare

Linderung und Zerstreuung für ihn seyn, wenn er nächsten Herbst zu ihr kommen, und in den Armen so theurer Verwandten seine übrigen Tage verleben könnte.

Der Brief trug so sichtbar das Gepräge der düstersten Schwermuth, daß Sophie und ihr Mann innig gerührt waren, und Henriette ihre Thränen mit Mühe verbarg. Die Gräfinn schrieb ihm auf der Stelle; sie bath ihn mit der unverkennbarsten Liebe, so bald als möglich zu kommen, sie versicherte ihn, daß es ihr und ihres Mannes heiligstes Bestreben seyn werde, ihm das Leben recht angenehm zu machen, daß sie sich auf seine Ankunft wie auf ein Glück freue, und daß sie von der Zukunft viel lachendere, schönere Hoffnungen für ihn hege.

Er sollte kommen — Henriette sollte ihn wieder sehen — in seiner Nähe — mit ihm leben! Wechselnde Empfindungen wogten bey diesen Aussichten in ihrer bewegten Seele — Sehnsucht und Freude, Furcht und Besorgniß. So nahte endlich der Herbst, und nach mehreren anderen Briefen, kam einer von Almstein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage verkündete. Sein Geist schien sich aus der Reitzbarkeit und

Schwermuth, die ihm seine körperlichen Leiden gegeben hatten, empor gearbeitet zu haben; er war minder trübsinnig, und auch mit seiner Gesundheit ganz leidlich zufrieden.

Almstein wußte, daß Henriette in der Nähe seiner Schwester lebte, daß sie fast immer bey seinen Verwandten war, obwohl Sophie absichtlich ihrer in ihren Briefen wenig erwähnt hatte. Es war ein kleiner bitterer Zusatz zu den Freuden, die er sich dort versprach, künftig viel um eine Person seyn zu müssen, von deren entschiedener Abneigung gegen ihn er so unläugbare Proben zu haben glaubte. Indessen hoffte er, im stäten Zusammenseyn und unter ganz ruhigen Verhältnissen würde sich vielleicht diese unangenehme Spannung zwischen ihm und seiner ehemahligen Braut verlieren.

So trat er an einem schönen Herbsttage die Reise an. Die Entfernung war beträchtlich; seine Lage erlaubte ihm keine großen Tagemärsche, und er langte erst am achten Tage, einem frischen heitern Sonntagsmorgen, in der Nähe seines künftigen Aufenthaltes an. Als er von fern das rothe Dach von Festenberg erblickte, drang ein angenehmes Gefühl in seine Brust.

Die Stürme und das wilde Leben im Kriege hatten sein Herz nicht erkältet, es hatte noch vollen Sinn für die Freuden der häuslichen Glückseligkeit; und wenn ihm schon sein Unglück nicht zu erlauben schien, sie einst ganz rein und unmittelbar zu schmecken, so weidete sich doch sein gutes Gefühl an den Bildern der Zufriedenheit seiner Schwester, seines Schwagers, an denen er innig Theil zu nehmen sich vornahm. Jetzt unterschied er auch in einiger Entfernung an einem Hügel die Thurmspitze von Rohrbach; bald darauf sah er das weiße nette Schlößchen am Abhange durch die Bäume schimmern. Dort wohnte das seltsame Mädchen, das einst ihr halbes Vermögen darum geben wollte, um sich von seinen Ansprüchen zu befreyen.

Er versenkte sich in allerley Muthmaßungen, wie sie ihn wohl empfangen, wie sie sich gegen ihn betragen würde, und entwarf mit innerlichem Vergnügen einige Plane, wie er ihr edelmüthiges Opfer vergelten, und sie an den Gütern Theil nehmen lassen wollte, die sie ihm so willig abgetreten hatte.

Indessen hatte er die Tannenallee vor Festenberg erreicht. Im Schlosse hatte man den

Wagen schon gesehen. Sophie, ihr Gemahl, die Kinder — Alles eilte ihm entgegen, Alles bewillkommte ihn mit lautem Freudengeschrey. Er stieg mit hochschwellender Brust aus dem Wagen, sank in die ausgebreiteten Arme seiner Geliebten, und drückte sie alle mit nassen Augen an das klopfende Herz. Das Gefühl der Heimath, das Glück, sich geliebt zu sehen, drang mächtig in seine weit geöffnete Seele, und stimmte sie zur reinsten menschlichen Freude. Die Seinigen fanden ihn sehr verändert, aber bey weiten nicht unkenntlich; wie er ihnen oft geschrieben hatte. Zwar entstellten zwey große Narben über Stirn und Wange seine Schönheit, die blühende Farbe war entwichen; aber es war noch sein großes seelenvolles Auge, die edlen Formen der Züge, es war noch sein stolzer Wuchs, seine edle Haltung, wenn gleich eine Contusion am Fuße ihm das Gehen beschwerlich mochte. Sophiens Plan war den Augenblick entworfen. Niemand im Schlosse durfte sich gegen die Rohrbacher, wenn deren vielleicht des Gottesdienstes wegen einige herüben waren, ein Wort von des Obersten Ankunft verlauten lassen. Henrietten selbst erwartete sie nach

der Gewohnheit mit noch andern Gästen aus der Nachbarschaft am Sonntage zu Tische. Sie verabredete das Nöthige mit ihrem Manne, und gab dem Obersten seine Rolle. Sie wollte ihn in Henriettens Seele lesen lassen, sie wollte ihm eine Ahndung davon geben, daß er wenigstens nicht gehaßt wurde. Als Henriettens Wagen auf den Hof fuhr, erinnerte sie die Übrigen nochmahls an die Verabredung. Henriette trat ein; Sophie und ein Theil der Gesellschaft gingen ihr entgegen und umringten sie so, daß sie den Obersten, von dessen Hierseyn sie keine Vorstellung hatte, nicht so gleich gewahr werden konnte. Plötzlich näherte sich ihr dieser von der Seite und redete sie an. „Adolph!" rief sie erschrocken und zitternd, indem sie mit der Hand auf's Herz fuhr. Hier hatte seine Stimme wiedergeklungen! Sie wandte sich schnell um; er stand vor ihr. Bebend, sprachlos reichte sie ihm die Hand — sie vermochte kein Wort hervor zu bringen; aber in den leuchtenden Augen, aus den Thränen, die sie schwellten, glänzte die reinste Freude, die Überraschung der innigsten Liebe. Sie hielt seine Hand fest und lange. „Endlich sehen wir uns wieder!" seufzte sie zuletzt aus

tiefer Bruſt, und ſah ihm mit unverhehlter Zärtlichkeit in's Auge. Der Oberſte war betroffen. Dieſen Empfang hatte er ſo ganz und gar nicht vermuthet! Er konnte ſelbſt nicht gleich Worte finden; dann fragte er ſie, ob ſie ihn wohl erkannt hätte, wenn er nicht zuerſt geſprochen, wenn ſie ihn nicht hier bey ſeiner Schweſter getroffen hätte? „O! den Augenblick!" rief Henriette aus, „unter tauſend Menſchen, an jedem Orte!" „Ich bin ſehr verändert," hob der Oberſte an. „Sie haben ſo viel gelitten," unterbrach ſie ihn mit bewegter Stimme; „wir haben Sie durch mehr als drey Wochen für verloren gehalten! O! das war eine traurige Zeit!"

Sie hielt inne; denn ſie fühlte, daß ihre Thränen bereit waren, hervor zu brechen. Jetzt trat auch Sophie hinzu, die genug geſehen hatte, und endigte das allzu bewegte Geſpräch. Man ſetzte ſich. Die Unterhaltung wurde allgemein; und Henriette bekam nach und nach ihre natürliche Faſſung wieder.

Als zu Tiſche gegangen wurde, both Dehnitz ſeinem Schwager den Arm; Henriette ſah hin und beneidete den Grafen, der Adolphen die-

sen kleinen Dienst erweisen durfte. Bey der Tafel war die Gesellschaft laut und munter; es wurden Gesundheiten getrunken, gescherzt, gelacht. Nur zwey Personen konnten sich nicht in die allgemeine Fröhlichkeit finden, der Oberste, dem seine Gemüthsstimmung und Henriettens Betragen Anlaß zu machen ernsten Gedanken gab, und Henriette, die in heiliger Rührung und Freude keiner lebhaften Äußerung ihres Gefühls fähig war. Nach Tische verloren sich die Fremden; die Familie blieb mit dem Pfarrer allein. Es war ein kühler Herbsttag; der Graf schlug vor, in Sophiens Cabinette Feuer im Franklin-Ofen machen zu lassen, und sich dort zu versammeln. Die Damen nahmen ihr Strickzeug, die Männer ihre Pfeifen, man setzte sich um die Flamme; der freundliche Schein, die milde Wärme, das geschwätzige Knistern des Feuers erquickte und erheiterte die Geister. In der stilleren Umgebung öffnete sich des Obersten Herz; er wurde mittheilender, gesprächiger. Die Rede kam auf den Krieg, auf die entscheidende Schlacht, die ihm bald das Leben gekostet hätte. Er erzählte, seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, er schilderte mit Wärme und fürchterlicher Ge-

nauigkeit seine Empfindungen, als der Säbelhieb seinen Kopf traf, er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und nun auf der Erde liegend, bey vollem Bewußtseyn, die Pferde seiner daher sprengenden Escadron sich ihm nahen fühlte. Henriette hörte eine Weile mit der lebhaftesten Theilnahme, aber mit großer Anstrengung zu; endlich übermannte sie ihre Empfindung, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen. Aber sie schwankte, der Oberste sah es und stand schnell auf, um sie zu unterstützen. „Mein Gott! Fräulein! was ist Ihnen?" fragte er sie bestürzt. Auch Sophie sprang hinzu; sie führten sie in ein Nebenzimmer, der Oberste hielt sie im Arme, Sophie hielt ihr ein Riechfläschchen vor — mit liebevoller Besorgniß erkundigten sie sich um ihren Unfall. Henriette hohlte tief Athem. Er lebte ja, er hielt sie in seinem Arme, er schien so herzlich besorgt um sie! Sie fühlte ihre Kräfte wieder kehren, und schob die Schuld ihrer Ohnmacht auf die Ofenwärme, deren sie noch nicht gewohnt war. Sie setzte sich nieder und bath die Geschwister, wieder zur Gesellschaft zurück zu kehren; sie würde ihnen sogleich fol-

gen. Der Oberſte wollte ſie nicht verlaſſen, bis ſie vollkommen wohl war; ſie drang in ihn, er ging mit Sophien. Henriette bedurfte einer einſamen Viertelſtunde, um ſich von den mannigfachen Erſchütterungen des heutigen Tages zu erhohlen. Adolphs herzliche Theilnahme, ſein offenes Betragen that ihrem Herzen unendlich wohl. Sie war weit entfernt, nur einen Schatten lebhafterer Neigung darin zu ahnden oder zu hoffen; aber ſie war zufrieden, jedes Mißverſtändniß entfernt und ihre Herzen in ruhiger Stellung gegen einander zu wiſſen.

Sie irrte. Der Oberſte war nicht ganz ruhig. Die Art, wie ſie ihn empfangen hatte, ihr ganzes Betragen an dem heutigen Tage ſtand mit ſeiner Vorſtellung von ihrer Abneigung gegen ihn zu ſehr im Widerſpruche. Dieſer Widerſpruch beſchäftigte ihn, und das Mädchen, das ihn ſo ſtolz abgewieſen hatte, deſſen Äußeres nie im Stande geweſen wäre, einen gewöhnlichen Mann zu feſſeln, fing an, ein lebhaftes Intereſſe bey ihm zu erwecken. Henriette kam zur Geſellſchaft zurück, ſie war ganz heiter, und nahm ungekünſtelt Theil an der Unterredung; nur der Oberſte wurde ſtill und in

sich gekehrt. Als man ihr den Wagen meldete, bath er sie um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, die ihm mit herzlicher Freude gegeben wurde.

Er kam am andern Morgen, und wurde wie ein theurer Freund empfangen. Sie führte ihn in ihrem kleinen Eigenthume umher; sie zeigte ihm alle seine Vorzüge und Bequemlichkeiten, und sagte ihm, wie glücklich sie sich fühlte, dem, dessen Aufmerksamkeit und Güte sie alle diese Genüsse verdanke, heute ihre Empfindungen darüber offen sagen zu können. Almstein war verwirrt und seltsam von den seltsamen Verhältnissen ergriffen. Als sie in das Cabinett zurück kamen, und Henriette ein gleichgültiges Gespräch anfangen wollte, unterbrach er sie: „Nein, mein Fräulein! so kann es nicht zwischen uns bleiben; ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, um mit Ihnen über unsere Verhältnisse zu sprechen, und wenn der unglückliche Zufall, der meinen Lebensplan zerstört hat, nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte ich längst Urlaub genommen, um diese Angelegenheit zu beendigen." Er sagte ihr nun, daß er fest entschlossen sey, jetzt, wo ihm seine

Kränklichkeit, seine Schwermuth alle Hoffnung auf häusliches Glück abgeschnitten habe, sein Vermögen zu gleichen Hälften zu theilen, die eine seinem Neffen im Testamente zu versichern, und die andere ihr zum freyen Eigenthume zu übergeben. Henriettens Augen füllten sich mit Thränen bey des Obersten Rede. Es war nicht Rührung über sein Anerbiethen; es war Trauer über seine Lage, über seine düstere Lebensansicht. „Das sollen Sie nicht thun!" rief sie lebhaft, und ergriff seine Hand, „Sie sollen den besten Freuden des Lebens nicht so schnell, nicht so entschlossen entsagen. Sie werden heirathen, Sie werden ein Mädchen finden ——" „O daran zweifle ich nicht," fiel ihr Almstein ein. „Mädchen, die durch mich Frauen, dann bald Witwen und Eigenthümerinnen meines Vermögens seyn möchten, werde ich genug finden. Aber, wenn ich je die Thorheit begehen sollte, zu heirathen, so müßte mein Weib sich ganz mir und meiner Lebensweise weihen; sie müßte der Welt und ihren Freuden entsagen, bey einem kränklichen, vielleicht mürrischen Manne zu Hause sitzen, und in dieser Einsamkeit mir Gesellschafterinn, unterhaltende, theilnehmende

Freundinn seyn können. Wo fände sich ein Mädchen, das diesen Riesenentschluß zu fassen, und alles das zu leisten fähig wäre? Sie sehen, es ist unmöglich. Die ich finden könnte, würden mich nicht glücklich machen, und die mich glücklich machen könnten, werden sich eine bessere Partie wissen." Henriette schwieg. Ihr Gemüth war zu bewegt; die Hoffnungen der Vergangenheit standen vor ihr — sie seufzte, ohne zu antworten.

Noch ein Mahl drang Almstein ernstlich in sie; aber eben so ernstlich wies sie sein Anerbiethen ab. Nur den Schmuck ihrer Mutter, den er ihr mitgebracht hatte, nahm sie freundlich an, um seinen guten Willen nicht zu sehr zu kränken, und gelobte ihm mit einem so herzlichen, so wahren Tone, sich, so bald sie etwas bedürfen sollte, an ihn zu wenden, daß er ihren festen Vorsatz nicht darin verkennen konnte. Er ging endlich halb zufrieden, halb mißvergnügt von ihr, aber mit dem festen Vorsatze, das edle Mädchen näher kennen zu lernen.

Das machte sich bald. Henriette kam nach ihrer Gewohnheit, und auch wohl öfter, nach Festenberg, oder die Festenberger waren bey ihr

in Rohrbach. Der Oberste sah sie bey nahe täglich, und ward täglich mehr von der Schönheit ihres Charakters überzeugt. Ihre Kenntnisse gewährten ihm unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen, ihre Talente — (sie spielte und sang mit mehr als gemeiner Fertigkeit) unterhielten ihn angenehm; aber mehr als alle diese Vorzüge, die eine höhere Bildung ihr gab, zog ihre zarte Aufmerksamkeit ihn an sie. Bey Spaziergängen folgte sie langsam an seinem Arme der rascheren Gesellschaft. Stiegen die Übrigen auf einen Hügel oder sonst wohin, wo es dem Obersten schwer war zu folgen, so blieb sie so freudig, so freundlich bey ihm, daß es schien, als hätte sie ihm damit gar kein Opfer zu bringen. Ergriffen ihn einmahl die Schmerzen seiner Wunden wieder, oder bemeisterte sich die trübe Stimmung seines Gemüths, dann sandte Sophie schnell nach Rohrbach. Henriette kam, sie leistete ihm Gesellschaft, sie las ihm vor, wenn er zuzuhören vermochte, sie schwatzte, sie erzählte Mährchen, Geschichten, Possen, um ihn zu zerstreuen; und wenn nichts mehr anschlug, dann ging sie an's Clavier und beschwor, wie David, den bösen Dämon ihres Freundes mit dem Klange ihrer Saiten.

Unmerklich und langsam verschmolzen ihre Seelen in einander. Almstein war so an Henriettens Umgang gewöhnt, daß ihm etwas zu fehlen, daß er unruhig und bekümmert schien, wenn sie einen Tag nicht nach Festenberg kam; gewöhnlich ließ er dann anspannen und fuhr zu ihr hinüber. Er bemerkte kaum mehr, daß sie nicht schön war, ihr seelenvolles Auge, ihr niedlicher Wuchs kam ihm manches Mahl so gar reitzend vor. Sophie sah diese zärtliche Empfindung in dem Herzen des geliebten Bruders wachsen, und sie freute sich innig darüber; seine Lage machte es ihr jetzt doppelt wünschenswerth, ihn mit einer zärtlichen, verständigen Frau verbunden zu sehen, die ihn wieder heiter und für Lebensgenuß empfänglich machen könnte. Aber mit eben so richtigem Gefühle vermied sie jede Einmischung in dieß allzu zarte Verhältniß; sie ließ die Herzen sich gegen einander entfalten, wachte darüber, daß keine fremde Einwirkung sie störe, und überließ den Ausgang zuversichtlich der Liebe und der Zeit.

Henriette bemerkte mit inniger Lust, wie sehr Adolph sich ihr näherte, sie fühlte was sie ihm war, und ahndete, wie weit mehr sie ihm noch

werden könnte. Der Gedanke, sein Schicksal zu theilen und theilend zu mildern, ihm ihr ganzes Wesen zu weihen, nur für ihn zu leben, und alle seine Freuden, seine Heiterkeit als ihr Werk betrachten zu können, erfüllte sie mit Himmelsseligkeit. Aber je mehr sie liebte, je ängstlicher ward ihr Gefühl. „Er zieht dich allen seinen Freunden vor," sagte sie oft zu sich selbst, „er unterhält sich nur bey dir, er zeigt dir unverhohlen eine Aufmerksamkeit, eine Zuneigung, die fast an Liebe grenzt, aber auch nur grenzt — er liebt dich noch nicht; und er ist gebeugt durch viele Leiden, einsam, auf den Umgang weniger Personen beschränkt. Wie, wenn er in die Stadt zurück kehrte, wenn sein Vermögen, seine persönlichen Vorzüge, seine auch jetzt noch anziehende Gestalt die Blicke und Absichten der Weiber und Mädchen auf sich zögen, wenn man sich von allen Seiten bemühte, ihm entgegen zu kommen, ihm zu gefallen? — Wie dann?"

„Diese Probe muß er bestehen, diesen Sturm muß seine Zuneigung zu mir überwinden, wenn ich glauben soll, daß sie Liebe ist, wenn ich hoffen soll, ihm alles das zu werden, was ich wünsche, wenn unser beyderseitiges Glück gesichert seyn soll."

So dachte Henriette. Almstein überzeugt, daß er nie heirathen würde, dachte nicht weiter, als an den gegenwärtigen Augenblick, und so, ohne genaue Prüfung seines Gefühls, ward er auch nicht seiner ganzen Stärke gewahr. Indessen verging der Herbst, und der herannahende Winter scheuchte Dehnitzen und seine Frau in die Stadt zurück. Den Obersten riefen seine Geschäfte dahin. Man suchte Henrietten zu bereden, daß sie die Familie begleiten möchte. Almstein drang mit Wärme, mit Innigkeit, endlich mit einer Art von Empfindlichkeit in sie. Sie blieb standhaft auf ihrer Weigerung. Ihr Herz blutete bey dem Gedanken, ganz einsam ohne ihn zu leben, ohne ihn, der ihr schon so nothwendig zu ihrem Glücke geworden war. Aber sie vermochte es, ihr Gefühl zu bezwingen; sie dachte an die Probe, und fand in ihrer Liebe zur Einsamkeit, in ihren Geschäften einen ziemlich scheinbaren Vorwand. Almstein, gekränkt und gereitzt, stand zuletzt von seinem Bitten ab, und Henriette bemerkte nicht ungern, daß er seit diesem Augenblicke kälter und scheuer gegen sie ward.

Es schmerzte ihn, daß sie ihm diese Bitte abgeschlagen hatte. Er war nun überzeugt, daß

ſie ihm bey weiten nicht ſo gut ſey, als er ihr, indem ſie ſeinem Umgange ſo leicht entſagen konnte, und in der Einſamkeit Erſatz für ſeine Freundſchaft fand. Ihre erſten Weigerungen fielen ihm ein; und wenn er gleich jetzt an keine Abneigung von ihrer Seele mehr glauben konnte, hielt er ſie doch überhaupt für unfähig, eine innige, tiefe Zuneigung zu empfinden.

Der Tag zur Abreiſe der Familie war beſtimmt. Henriette durchweinte die halbe Nacht, und kam den andern Morgen ſo verſtört nach Feſtenberg, um das letzte Mahl mit ihrem Verwandten zu frühſtücken, daß jedermann, deſſen Urtheil nicht ſo befangen war, als Almſteins, die wahre Urſache dieſer Veränderung errathen hätte. Er war zu bitter geſtimmt, und ſelbſt zu gekränkt von der nahen Trennung, um nicht alles verkehrt zu deuten. Nach ſeiner Meinung galt das alles ſeiner Schweſter, oder vielmehr dem angenehmen geſellſchaftlichen Leben, das man bisher geführt hatte und das nun aufhören mußte. Die Wagen waren gepackt, die Bedienten meldeten, daß alles bereit ſey. Henriette fing an zu zittern. Man brach auf. An der Treppe both Almſtein Henrietten die Hand. Er

ſprach nicht; aber ſie ſah wohl, daß er tief bewegt war. Ihre Thränen brachen hervor; ſie vermochte ſich nicht mehr zu halten. „O Adolph!“ rief ſie mit ausbrechendem Schluchzen — „wann ſehen wir uns wieder!“ — Er trat zurück und ſah ſie ernſt an. „Wünſchen Sie mich denn bald wieder zu ſehen?“ fragte er halb bitter, halb zärtlich. Henriette hob die gefaltenen Hände empor — „O mein Gott!“ rief ſie, und ihre Thränen ſtrömten unaufhaltſam. Der Ton drang an ſein Herz; es war der Ton der innigſten Liebe, des wahreſten Schmerzens. Bewegt, entzückt ſchlang er den Arm um ſie, und drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. „Ich komme bald, recht bald wieder, theures Mädchen, vielleicht eher als du glaubſt.“ „O Adolph!“ ſagte ſie ſanft weinend, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt — „meine Tage werden ſehr — ſehr einſam ſeyn.“ Er küßte ſie auf die Stirn — ſie erröthete und zitterte. „Meine theure, meine geliebte Henriette! — ich komme bald wieder; ich kann nicht leben ohne dich.“ In dem Augenblicke rief der Graf, der ſchon eine Weile im Wagen ſaß, nach ſeinem Schwager. Der Oberſte riß ſich aus Henriettens umſchlingenden Armen, ſtieg ſchnell ein, und die Wagen donnerten durch das Schloßthor und über die Brücke.

Henriette ſtand noch eine Weile wie betäubt — verſunken in Wehmuth, Freude und unnennbare Liebe. Dann ſtieg ſie langſam die Stufen hinauf, trat in das einſame Zimmer, ſetzte ſich auf den Platz, wo Adolph geſeſſen hatte, und weinte ſich recht müde. Endlich ſtand ſie auf, beſuchte noch ein Mahl mit offenen Armen alle Stellen, wo ſie ſo oft mit ihm geſprochen, geleſen, geſungen hatte, den Platz, wo ſie ihn das erſte Mahl ſah, nahm von jeden dieſer Freuden Abſchied, warf ſich dann in den Wagen, und fuhr durch den dicken Decembernebel in ihr einſames Schloß.

Nur Ein Gedanke erhellte ihre trübe Einſamkeit — die Hoffnung — die bey nahe Gewißheit war, daß Adolph mehr als Freundſchaft, daß er wirklich Liebe für ſie empfinde. Aber je ſüßer ihr dieſe Zuverſicht war, je ängſtlicher dachte ſie an die Lockungen der Stadt. Nur ſeine Briefe, in denen er mit ſolcher Wärme von ſeinem genoſſenen Glück und mit ſolcher Sehnſucht von dem Wiederſehen ſprach, ſtillten ihre Sorgen, und machten ihr die Einſamkeit erträglich.

Was ſie vorher geſehen hatte, war auch geſchehen. Der Oberſte war kaum in den Zirkeln

erſchienen, in welche ihn ſeine Geſchäfte und frühere Bekanntſchaften zogen, als von allen Seiten Plane auf ihn gemacht wurden, und die lieblichſten Frauen und Mädchen ihm überall entgegen kamen. Er unterhielt ſich mit einigen; er fand hier und dort blendende Reitze, ein ſchimmerndes Talent, eine gutmüthige Stimmung — aber nirgends, nirgends in ſo ſchönem Vereine, dieſe ſtets gleiche Heiterkeit, dieſe milde Güte, und, bey ſo viel Kenntniß und Bildung, ein ſo wahres unverdorbenes Gefühl, als bey Henrietten. Jedes Mahl kam er mit der feſteren Überzeugung nach Hauſe, daß kein Weib auf Erden ſo für ihn paſſe, ihn ſo glücklich machen könnte, als ſie; aber je lebhafter dieſe Überzeugung wurde, je tiefſinniger ward Almſtein. Sophie bemerkte es; ſie drang mit ſchonender Liebe in ihn, und er geſtand ihr endlich ſeine Empfindung für Henrietten, er ſagte ihr, daß, wenn ſie ſich jetzt noch entſchließen könnte, ſeine Hand anzunehmen, er einer ſo heitern, ſo glücklichen Zukunft entgegen ſehe, wie niemahls, ſelbſt nicht in den Tagen der Blüthe ſeiner Geſundheit. Sophie war innig erfreut; ihr Vergnügen mahlte ſich auf der röthern Wange, in dem leuch-

tenden Auge. Dem Obersten kam diese Freude etwas voreilig vor; aber Sophie versicherte ihn, daß sie von Henriettens Einwilligung so viel als gewiß sey — sie hieß ihn gutes Muthes seyn, und both ihm an, an sie zu schreiben. Er nahm es im ersten Augenblicke an — dann aber entschloß er sich, selbst zu reisen und sein Urtheil abzuhohlen. Der Plan hatte zu viel Interesse für ihn, um ihn länger zu verschieben; und die Abreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Vier Wochen waren verflossen, seit Henriette ganz einsam, nur in den Erinnerungen ihres Glückes und in unbestimmten Hoffnungen für die Zukunft lebte. An einem trüben Abende, den kein Stern erhellte, wo düstere Nebel über die entlaubten Wälder bis in das schmale Thal herab hingen, durch welches der Weg nach Festenberg sich schlängelte, saß sie am Fenster ihres Cabinetts, und blickte ernst und trauernd in die Winternacht hinaus. Da sah sie von fern sich einige Lichter bewegen; sie schienen die Straße herauf durch's Thal zu kommen. Zuerst glaubte sie, es wären Landleute, die mit Leuchten den Weg nach der Heimath suchten. Endlich hörte sie ein fernes Rasseln — es war ein Wa-

gen — eine süße Ahndung ergriff ihr Herz — die Lichter kamen näher, sie lenkten den Weg am Hügel herauf gegen das Schloß; jetzt waren sie am Thore — sie erkannte das Wapen ihres Hauses — Almsteins Equipage — er war es. Zitternd vor Überraschung und Freude eilte sie hinaus; im Vorsaale trat er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen — aller Furcht, aller Proben vergessend, flog sie mit einem Schrey der Freude an sein Herz. Ihn hatte sein überströmendes Gefühl stumm gemacht; er drückte sie an seine Brust, ohne sprechen zu können. Erst als sie im Cabinette ruhig neben einander saßen, als der Freudentaumel vorüber war, fanden sie beyde Worte, um sich zu sagen, wie schmerzlich sie sich entbehrt, wie sehr sie sich nach einander gesehnt hätten, wie unmöglich es Adolph gefunden, länger ohne sie zu leben. Nach und nach aber wurde er stiller; er schien zerstreut, und mit einem herrschenden Gedanken beschäftigt. Henriette bemerkte es, und fragte ihn liebevoll — „Ich habe Ihnen eine wichtige Frage zu thun," hob er nach einer Weile an, „und ich muß Sie bitten, sie mir ganz aufrichtig nach der strengsten Wahrheit zu beantworten." Sie versprach es.

„Warum haben Sie zwey Mahl bestimmt meine Hand ausgeschlagen? Was war die Ursache ihrer damahligen Abneigung gegen mich?"

„Abneigung?" fragte Henriette erröthend und schlug die Augen nieder, ohne zu sprechen.

Der Oberst drang in sie; — sie gestand ihm endlich, daß der Abstand zwischen seiner und ihrer Gestalt — seine ersten Hoffnungen auf ihre schöne Schwester, ihre Furcht vor dem Spotte der Welt, vor seiner künftigen Reue sie dazu vermocht hätten.

Almstein hörte ihr schweigend und ernst zu. „Sie glauben also," hob er endlich an, „daß vollkommene Gleichheit der Umstände zu einer glücklichen Ehe nothwendig sey? daß keines dem andern auch nur das Geringste aufopfern, keines das andere auch nur in Einem noch so unwesentlichen Puncte übertreffen dürfe? Glauben Sie das wirklich, mein Fräulein?"

Almsteins Ton war so ernst. — Sie schwieg ängstlich. — Sie ahndete das Verfängliche in dieser Frage — „Nur eine wahre Liebe," antwortete sie nach einigem Nachdenken — „eine solche, die keine Opfer scheut, weil sie keines zu bringen glaubt, weil alles, was sie für den ge-

liebten Gegenstand thut, ihr süß und leicht wird — eine solche Liebe kann auch größere Verschiedenheiten ausgleichen. Aber diese konnte ich damahls nicht von Ihnen erwarten."

„Und würden Sie einer solchen Liebe fähig seyn?" Seine Stimme war gedämpft, bey nahe zitternd; er sah ihr ernst und streng forschend in's Auge.

Sie wurde noch ängstlicher; sie fühlte die Bewegung, in der er war — sie sah ihn an — der Blick hätte ihn sollen in ihr volles liebendes Herz schauen lassen — aber seiner gespannten Stimmung genügte der Blick nicht. — Sie schlug die Augen nieder.

„Könnten Sie sich entschließen?" fuhr er noch immer ernst fort, bis am Ende der Rede ihn die Empfindung hinriß, „könnten Sie sich entschließen, das unaufhörliche Opfer zu bringen, allen Freuden der Jugend und Geselligkeit zu entsagen, und sich an die Person — vielleicht späterhin an das Krankenlager eines hypochondrischen, freudenlosen Mannes zu fesseln, um ihm Alles zu seyn, um sein ganzes Glück auszumachen, um sein Leben zum Himmelsgenusse zu erhöhen, sein — —"

„Ich bin entschlossen, alles für dich zu thun!“ rief Henriette, und warf sich mit Thränen in seine Arme.

Der Oberst schloß sie fest an sein Herz. Ihr Geständniß machte ihn unaussprechlich glücklich; aber noch wagte er es nicht, sich dem süßen Zauber ganz zu überlassen.

„Hast du dich auch geprüft, meine Henriette? Wir kennen uns nur kurze Zeit; Mitleid, Achtung haben schon oft manches schöne Herz getäuscht, eben weil es schön war. Ist es Liebe, was du für mich fühlst?“

Sie richtete sich auf. Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. Der Edelmuth seiner Gesinnungen erhob ihr Wesen zu einer klaren besonnenen Höhe. „Höre mich an, Adolph — und dann entscheide!“ sagte sie. „Ich habe dich geliebt, als ich dich das erste Mahl sah, ich floh dich, weil mein Herz in deiner Gegenwart zu schmerzlich litt, ich schlug deine Hand aus, weil ich wußte, daß du mich nicht lieben konntest. Ich wollte mein Vermögen mit dir theilen, um, so viel in meiner Macht stand, für dich zu thun, und schlug dein Anerbiethen zum zweyten Mahl aus, weil ich einsah, daß nur deine Großmuth

dich dazu bewogen hatte. Aber als du verwundet wurdest, als ich wußte, daß du der Theilnahme, der Sorgfalt eines treuen liebenden Wesens bedurftest, da schwand jede Rücksicht, da stand der Entschluß in mir fest, dein Schicksal zu theilen, und für dich zu leben, zu thun, was in meinen Kräften stand. — Jetzt urtheile Adolph, ob ich dir ein Opfer bringe, wenn ich deine Hand annehme!"

Stumm vor Rührung und Entzücken sank Adolph an ihr Herz. Er war nun überzeugt, daß er eben so glücklich machte, als wurde, und in wenig Wochen feyerte die gute Schwester, die den Liebenden nun mit einer Art Triumph ihre längst gemachten Beobachtungen mittheilte, und ihren Scharfblick loben ließ, die Verbindung des glücklichen Paares in Festenberg.

Inhalt.

Seite.

Olivier 5

Stille Liebe 227

Stanford University Libraries
3 6105 015 287 928
24
.P8
1813
v.9

DATE DUE

		MAY 21 1987	
AUG 14 1987			

JUL 25 1986

AUG 25

Digitized by Google